

# Deutsche Zeitung

== Wochen-Ausgabe ==

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition  
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91  
I Stock, Ecke d-r Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 41

São Paulo, 29. März 1913

IX Jahrg.

## Neue Beiträge zur Landeskunde Brasiliens.

Vom Ingenieur-Oberst Candido Rondon.

Die Kommission zum Bau der strategischen Telegraphenlinien in Matto Grosso und Amazonas, die unter der Leitung des Obersten Candido Rondon steht, hat schon wertvolle Beiträge zur Kenntnis des äußersten Westens unseres Landes geliefert. Ueber die kostspielige Linie selbst kann man im Zeitalter der drahtlosen Telegraphie nur einer Ansicht sein. Aber Herr Rondon hat die ihm zur Verfügung stehenden Mittel stets auch in ausgiebiger Weise zu geographischen, ethnographischen und naturwissenschaftlichen Erkundungen benutzt, so daß die Ausgaben sich in anderer Weise bezahlt machen. Soeben hat er dem Präsidenten der Geographischen Gesellschaft in Rio de Janeiro, Baron Homem de Mello, wieder einen Bericht über die geographische Expeditionen erstattet, die von seinen Untergebenen ausgeführt wurden. Der Bericht ist interessant genug, um weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden.

„Die erste Expedition befaßte sich mit der Erforschung des Rio Juruena, dessen Oberlauf den Pionieren bekannt war, die im 18. Jahrhundert die alte, heute verschwundene Cuyabá-Straße zwischen Villa Bella und Diamantino benutzten und den Minendistrikt durchzogen. Ende 1789 und Anfang 1790 bestimmte der bekannte Astronom Antonio Pires da Silva Pontes die Lage dieser Quellflüsse und derjenigen des Guaporé und Jaurú, in Ausführung eines Auftrages des Generalkapitäns Luiz de Albuquerque de Mello Pereira, der im Kapitän Matto Grosso die Grenzen zwischen dem portugiesischen und dem spanischen Gebiet festlegen sollte. In den Tagebüchern dieser Forschungsreise und in denen der damals häufigen Reise von Matto Grosso nach Grão Pará fand ich keine Nachrichten über den weiteren Lauf des Juruena, weshalb es mir scheint, daß dieser Fluß entweder nicht erforscht wurde oder daß eine Erforschung kein wissenschaftliches Interesse bot.

Es ist richtig, daß Joaquim Mendes Malheiros berichtet, er sei auf seiner Flußreise auf dem Tapajóz den Arinos und den Juruena hinabgefahren. Man darf aber nicht außer Acht lassen, daß die alten Reisenden auch den Flußteil Juruena benannten, der zwischen den Mündungen des Arinos und des S. Manoel liegt und der heute schon Tapajóz heißt. (Der

Tapajóz entsteht durch die Vereinigung des Juruena und des Arinos. D. Red.) Die Notiz von Mendes Malheiros scheint sich also nicht auf den Juruena oberhalb der Arinosmündung zu beziehen. Es wäre auch sonderbar, wenn dieser Fluß erforscht wäre und trotzdem auf den Karten mit einem unrichtigen Lauf, mit falschen Mündungsstellen seiner Nebenflüsse und mit Uebergehung wasserreicher Zuflüsse aufgezeichnet würde, wie es tatsächlich geschieht. Zur Bekräftigung dieser Annahme kann ich auch die örtliche Ueberlieferung der Anwohner anführen, bei denen der Oberlauf des Tapajóz noch heute Juruena heißt.

Die Expedition, die ich unter Führung des Hauptmanns Manoel Theophilo da Costa Pinheiro ausführen ließ, bestätigt die Berechtigung der alten Bezeichnung; sie zeigt, daß dem Arinos nicht die ihm bisher zugeschriebene geographische Bedeutung zukommt, sondern daß man ihn nur als Nebenfluß des Juruena ansehen kann. Der Juruena ist am Zusammenfluß viel breiter als der Arinos, nämlich 1.080 Meter, jener dagegen nur 730 Meter, er ist tiefer und hat eine stärkere Strömung, das heißt also er führt größere Wassermassen mit sich, und außerdem ist sein Lauf länger als der des Arinos. Das vermutete man schon früher, und ich wurde in dieser Ueberzeugung bestärkt, als ich auf meinen Expeditionen während der Jahre 1907, 1908 und 1909 immer neue Zuflüsse des Juruena überschritt, von denen einige schon bekannt waren und die alle zusammen einen großen offenen Fächer von solcher Regelmäßigkeit bilden, daß dieses Flußgebiet vielleicht den größten existierenden hydrographischen Sektor darstellt. Aus den Arbeiten des Hauptmanns Costa Pinheiro geht hervor, daß auch der S. Manoel, von dem man bereits wußte, daß er länger sei, wasserreicher ist als der Arinos, obwohl er an der Mündung nur 524 Meter breit ist. Wenn man also nicht den Juruena einfach als den Oberlauf des Tapajóz ansehen will, dann ist der S. Manoel und nicht der Arinos, der mit ihm zusammen diesen großen Strom bildet. Läßt man den Tapajóz erst an der S. Manoel-Mündung beginnen, so ist der Juruena 1000 Kilometer lang, und zwar 800 Kilometer vom S. Manoel bis zum Schnittpunkt mit der Telegraphenlinie und schätzungsweise 200 Kilometer von dort bis zu den Quellen.

Die Expedition bestand aus 14 Personen: dem genannten Hauptmann, dem Arzt Dr. Murillo de Campos, dem Botaniker Fritz Hoehne mit zwei Hilfsar-

beitern, acht Kameraden und einem Koch. Sie schiffte sich am 28. Dezember 1911 an dem Punkte ein, wo die Telegraphenlinie den Fluß überschreitet und wo er 64 Meter breit ist. Sie hatte fünf Kanoes hergerichtet, vier kleine von 40 Zentimeter Breite und ein größeres von 80 Zentimeter Breite. Um seine Leute besser gegen die Gefahren zu schützen, die den schwachen Fahrzeugen von den Stromschnellen, Wirbeln, Klippen, von im Flusse steckenden Baumstämmen usw. drohten, ließ Hauptmann Pinheiro die kleinen Kanoes paarweise verbinden. Sie nahmen das Gepäck und das Personal auf, das nicht im Hauptboot fahren konnte, wo er selbst mit den Instrumenten Platz nahm. Am 20. Februar 1912 erreichte die Expedition die Steuereinnahmehere von Matto Grosso an der Mündung des S. Manoel. Meiner Anordnung gemäß teilte der Hauptmann das Personal in zwei Abteilungen. Eine unter dem Arzt und dem Botaniker, erkundete den Rio Carurú, um möglichst viele Nachrichten über die Mundurucú- und Apiacá-Indianer zu sammeln und einen Ueberblick über die Fauna und Flora zu gewinnen. Die andere sollte auf dem Rio Bararaty eine Verbindung nach dem Sucundury-Canumã, das heißt zwischen dem Tapajóz und dem Madeira suchen. Nach Durchführung dieser Erkundungen reiste die Expedition am 17. März auf dem Tapajóz nach S. Luiz weiter, wo sie am 27. März ankam und einen fahrplanmäßigen Dampfer nach Belém do Pará antraf.

Nach dem mir eingereichten Bericht ist der Juruena von der Telegraphenlinie abwärts, bis zum Juhina für Motorboote und kleinere Fahrzeuge schiffbar. Auch von Juhina bis zum Arinos kann er noch als schiffbar betrachtet werden, wenn auch mit Schwierigkeiten. Von dort abwärts, also auf der gegenwärtig schon Tapajóz genannten Strecke bis zum Salto Augusto ist die Schifffahrt aber überaus gefährlich, und auch von diesem Wasserfall bis zur Mündung des S. Manoel fließt der Fluß nach einer besseren Strecke mit großer Unregelmäßigkeit zwischen Klippen und Steilufern, bald 800 Meter und kurz hinterher 150 Meter breit. Trotz allen Schwierigkeiten war die Expedition glücklich, wenn man nicht den Verlust des Gepäcks und die Notwendigkeit, sich 14 Tage lang von Palmitten und kondensierter Mileh zu nähren, als Unglück bezeichnen will.“

Die zweite Expedition hatte den Rio Corumbiara zum Ziel. Auf unserer Expedition von 1909 stießen wir, als wir eine andere Linienführung zur Erleichterung der Ueberschreitung der Hoehfläche studierten, auf zwei Flüsse, die wir Cabixy-sué und Veado Preto benannten und die dann einen Fluß bildeten, der ein großes Tal durehfloß. Der Lage nach handelte es sich offenbar um einen Nebenfluß des Guaporé, und da wir durch den Marsch seine Länge kannten, so nahm ich an, den Oberlauf des Rio Branco vor mir zu haben. Nachdem der Bau der Linie weit genug fortgeschritten war und sich die Notwendigkeit einer Zweiglinie nach dem Guaporé herausgestellt hatte, trug ich dem Ingenieur Moritz auf, eine Expedition zu organisieren und den neuen Fluß soweit als möglich abwärts zu verfolgen, unter steter Beachtung der Tervaingestaltung. Die Expedition verließ Villhena am 30. September 1912 und stieg mit vieler Schwierigkeit das Tal des Veado Preto hinab, bis sie auf einen Fluß stieß, dessen Breite zwischen 25 und 40 Meter wechselte und der von SO nach NW lief. Der Ingenieur Moritz benannte ihn „Não sei“ (Ich weiß nicht). Er ließ Kanoes bauen und folgte dem Flusse bis zur letzten erreichbaren Stromschnelle. Es ergab sich, daß es sich um den Oberlauf des Corumbiara han-

deltete und daß zwischen der erreichten Stelle und der Mündung des Flusses in den Guaporé noch mehrere Stromschnellen und Fälle zu liegen scheinen.

Es stellt sich also eine große Verschiedenheit zwischen der Wirklichkeit und den bisherigen Annahmen heraus, nicht nur was die Lage der Quellen des Corumbian anbelangt, sondern auch bezüglich seines Laufes, der nach Ueberwindung eines bedeutenden Steillanges in beträchtlicher Ausdehnung ein zweites Plateau hinabsteigt. An der großen Stromschnelle, die Herr Moritz „15 de Novembro“ nannte, traf er einen Indianerstamm, der nach seinen Informationen von den früher von unserer Kommission getroffenen Stämmen verschieden zu sein scheint. Da mir bisher nur knappe telegraphische Mitteilungen vorliegen, vermag ich über diese Expedition vorläufig nichts weiter zu sagen.

Die dritte Expedition galt dem Rio Ikê, den wir bei unserer Durchquerung des Hochlandes im Jahre 1909 entdeckt hatten und der uns durch seinen sonderbaren Lauf Rätsel aufgab, die erst jetzt gelöst wurden. In dem Vortrag, den ich 1890 in Rio hielt, berichtete ich auch über den problematischen Lauf zweier Flüsse, die ich „12 de Outubro“ und „Ikê“ nannte und die zwischen den zerbröckelten Hängen der Serra do Norte in süd-nördlicher Richtung flossen. Durch Mitteilungen von Indianern und Gummisammlern erfuhr ich, daß die Flüsse Canumã und Aripnanã im Gebiet des Madeira viel größer sind als sie auf den Karten erscheinen. Da ich wußte, daß sie ungefähr unter demselben Meridian flossen, wie die beiden soeben entdeckten Flüsse, so vermutete ich, daß wir die Oberläufe dieser beiden Nebenflüsse des Madeira vor uns hätten. Die Teilerkundungen schienen diese Hypothese zu bekräftigen, die noch sicherer wurde, als der Leutnant Alencar-liense Fernandes da Costa den Rio Gy-Parana erforscht und dabei das Fehlen großer Nebenflüsse auf dem rechten Ufer festgestellt hatte.

In Anbetracht der Menge großer Nebenflüsse des Juruena und des Tapajóz konnte die Erkundung dieser nicht genügende Aufklärung bringen, weshalb ich mich entschloß, den Oberleutnant Julio Caetano Horta Barbosa mit der Bereisung des Rio Ikê zu beauftragen, in der Absicht, nachher den Rio Doze de Outubro erforschen zu lassen. Die Expedition verließ Villhena am 11. Juli 1912 und zog zu Lande nach dem Ikê, dessen Ufer sie folgten, bis am 4. August ein Punkt erreicht war, wo der Fluß genügend Wasser zu haben schien, um die Kanoe-fahrt zu gestatten. Die Expedition hatte nur zwei Kanoes, die sie mit der Axt zurechtgemacht hatte. Unter Einschuß des Führers bestand sie aus acht Personen, Arzt oder Apotheker hatte sie nicht. Nach der Berechnung, die ich mir von dem zurückzulegenden Wege gemacht hatte, hoffte ich die ersten Nachrichten im Oktober zu erhalten. Ich sah daher mit einer gewissen Benruhigung den Oktober und darauf den November verstreichen. Als auch der Dezember dahinging, begann ich um das Schicksal der Expedition ernstlich besorgt zu werden. Ich gab Anordnungen zur Ausrüstung einer neuen Expedition, die auf demselben Wege der ersten folgen sollte, um ihr Hilfe zu bringen oder wenigstens ihren Verbleib festzustellen.

Als ich am 10. Dezember aus Cambuquira zurückkehrte, fand ich folgendes Telegramm vor: „Santarein, 26.-12-12. Ich teile Ihnen mit, daß wir heute hier angekommen sind. Der Ikê mündet nach 263 Kilometern in den Doze de Outubro, der nach weiteren 2 Kilometern in den Camararé mündet, 45 Kilometer oberhalb des Einflusses dieses in den Juruena. Die Verzögerung ist ausschließlich durch die Schwierigkeiten beim Befahren des Ikê entstan-

den. Gesundheitszustand gut. Ich verlor einen Mann bei einem Unglücksfall. Leutnant Julio.“ Die Expedition war also gerettet und hatte auf einen Schlag zwei Zweifel gelöst, da sie sowohl den Lauf des Ikê als auch den des Doze de Outubro feststellte. Es war somit ein sehr glücklicher Gedanke, erst den Lauf des Ikê zu erforschen. Wenn das nicht geschehen wäre, so wüßten wir heute noch nicht, daß der Zufluß, auf den man bei der Erforschung des Doze de Outubro stossen mußte, der Ikê ist. Denn der zwischen dem Oberlauf beider Flüsse sich deh nende Landstrich ist sehr ausgedehnt und das Terrain sehr bewegt, sodaß die Annahme nicht ausgeschlossen war, der Zufluß des Doze de Outubro entspringe zwischen diesem und dem Ikê. Das Telegramm berichtet nichts über die Details der Flußfahrt, die erst nach dem Eintreffen des ausführlichen Berichts des Oberleutnants Julio Barbosa bekannt werden können, der als Anhang zu meinem Tätigkeitsbericht für 1913 erscheinen wird. Der Oberleutnant mußte den größten Teil der Reise des Hauptmanns Pinheiro wiederholen, denn auch er mußte den größten Teil des Juruena und den ganzen Tapajóz hinabfahren. Leider hatte die Expedition nicht nur unter den Strapazen der Reise, dem Verlust des Gepäcks und der Utensilien zu leiden, mußte sich nicht nur viele Tage lang von Palmiten und dem Honig wilder Bienen ernähren, sondern bezahlte die neue Entdeckung auch mit dem Leben eines Kameraden.

Noch sind jedoch nicht alle Zweifel über die Flüsse behoben, die auf der Serra do Norte entspringen. So stellten wir beim Bau der Linie im Jahre 1911 fest, daß der im Jahre 1909 entdeckte Ananaz, den wir für einen Nebenfluß des Ikê hielten, auf große Strecken diesem parallel läuft und daß zwischen beiden sich ein beträchtlicher Höhenzug erstreckt, der zwei verschiedene Täler charakterisiert. Da die Expedition Julio Barbosa einen bedeutenden Nebenfluß nur auf dem linken Ufer des Ikê antraf, nahe seiner Mündung in den 12 de Outubro, und da der Rio Ananaz allem Anscheine nach sehr schnell an Wasserreichtum zunimmt (wir überschritten ihn bei 15 Meter Breite), so bleibt es noch zweifelhaft, ob er diesen vom Oberleutnant Barbosa festgestellte Nebenfluß oder ob er der Oberlauf eines dem Madeiragebiet zugehörigen Flusses ist. In letzterem Falle würde er die von uns ursprünglich dem Ikê und Doze de Outubro zugeschriebene Stelle einnehmen.“

## Der Balkankrieg.

Oesterreich-Ungarn hat an die Regierung Montenegros eine Note gerichtet, welche die Benennung Ultimatum verdient. Zu diesem energischen Vorgehen hat die Weigerung Montenegros, die Feindseligkeiten gegen Scutari einzustellen, den Anlaß gegeben. Nach allem, was in diesem Kriege vorgekommen, muß dieser erste Fall direkt komisch wirken. Oesterreich-Ungarn ist bisher immer, wo es sich um eine große Sache, um den Sand schak und den Weg nach Saloniki, um Prizrend und die Betretung Albanien durch die Serben handelte, zurückgewichen; jetzt aber, wo die Monarchie einerseits nichts verliert, hört die Krebschrei auf einmal auf und Graf Berchtold greift zu dem Knüttel, um die Montenegriner, die vor Scutari ihr vom Väterchen geschenktes Pulver verschießen, zur Ordnung zu rufen. Eine diplomatische Handlung ist dies ja auf jeden Fall, aber nach dem vorher beobachteten kann man sie auch beim besten Willen nicht mehr groß nennen. — Die Großmächte sind bekanntlich

darüber einig, daß Scutari dem neugegründeten Albanien angehören soll, und so birgt das Vorgehen der Donaunomarchie gegen Montenegro die Gefahr einer europäischen Spannung nicht mehr in sich und handelt Oesterreich-Ungarn eigentlich im Namen Europas. — Es wird den Montenegrinern vorgeworfen, daß sie die katholischen Albanier gezwungen haben, den orthodoxen Glauben anzunehmen und daß sie einen Franziskanerpater namens Palie erschossen haben. Da dieses Gerücht von der „Reichspost“ in den Kurs gebracht wird, demselben Blatte, das mit seinem Korrespondenten Leutnant Wagner die ganze Welt dupierte und aus Kärnten sich Berichte über die Vorgänge in Prizrend schreiben ließ, so verdient es keinen Glauben und kann man die offizielle montenegrinische Erklärung akzeptieren, daß Uebertretungen von einem Glauben zum anderen zwar erfolgt sind, aber aus freiem Willen der Betreffenden. Ferner erklärt die montenegrinische Regierung, daß ein Priester namens Palie zwar erschossen worden sei, aber nicht seines katholischen Glaubens wegen, sondern deshalb, weil er nach der Einnahme einer albanischen Stadt die Bevölkerung gegen die Montenegriner aufgewiegelt habe. Auch dieses klingt glaubwürdiger als der Bericht der „Reichspost“. Nach dem Ultimatum wird Montenegro nichts anderes übrig bleiben, als Scutari zu verlassen, denn das kleine Ländchen kann nicht Oesterreich-Ungarn trotzen. Das hätten die Herrschaften in Cetinje aber schon längst wissen sollen, daß Scutari ihnen versagt bleiben sollte und sie hätten nicht soviel Blut vergießen sollen wegen einer Stadt, die sie doch nicht bekommen konnten. — Leer soll Montenegro bei der großen Teilung aber doch nicht ausgehen. Es soll einige Bezirke albanischen Bodens erhalten, aber nur unter der Bedingung, daß die Rechte der dort ansässigen Katholiken respektiert werden. — Von den Bulgaren hört man nichts neues. Vor Adrianopel und der Tschataldscha-Linie scheint alles ruhig zu sein.

Die Montenegriner haben das österreichisch-ungarische Ultimatum als einen Bruch der Neutralität aufgefaßt. Es scheint aber, daß die anderen Großmächte mit diesem Ultimatum vollkommen einverstanden sind. Ist dieses der Fall, dann hat die montenegrinische Auffassung keine Bedeutung, weil das kleine Ländchen sich den Großmächten fügen muß. — Die Grenzen des neuen Albanien sind noch nicht festgesetzt worden und die Montenegriner scheinen noch darauf zu hoffen, daß die Botschafterkonferenz den Bezirk Scutari ihnen zusprechen wird, was aber nach den verschiedenen Aeußerungen kaum eintreffen dürfte. — Nach dem Londoner „Daily Telegraph“ hat die österreichische Regierung, bevor sie das Ultimatum an Montenegro richtete, in Rußland angefragt, wie die Sache von dem russischen Kabinett aufgefaßt würde, und die Antwort sei befriedigend ausgefallen. Dasselbe große englische Blatt verbreitet die Nachricht, daß angesichts der Harmonie der Großmächte die Balkanverbündeten zu der Ueberzeugung gekommen seien, daß die Vorschläge der Hohen Pforte angenommen werden müßten. Sie hoffen nicht mehr darauf, eine Kriegsentschädigung zu bekommen. — Eine andere Nachricht, die aber wenig Glauben verdient, weiß zu melden, daß Rußland Oesterreich-Ungarn hintergangen habe. Die Reserven seien nicht nach Hause entlassen, sondern nur anders verteilt worden. Von dergalizischen Grenze seien die russischen Truppen allerdings zurückgezogen worden, aber nur ein paar Meilen weit. Ueber die Zahl der russischen Truppen könne man kein Urteil bilden, aber es sei bekannt, daß fast die Hälfte der russischen Eisenbahnzüge dazu verwendet werden, der Grenz-

armee Proviant zuzuführen. Die Meldung läßt durchblicken, daß die russische Grenzarmee über eine Million stark ist. Das klingt mähehenhaft, denn Oesterreich-Ungarn hat jedenfalls die Bewegungen des Nachbarn mit Aufmerksamkeit begleitet und weiß, ob er die Truppen von der Grenze zurückgerufen oder nur ein Scheinmanöver ausgeführt hat. Wäre das letztere der Fall, dann würde Oesterreich-Ungarn mit vollem Rechte von einem Vertrat sprechen.

Aus den neuesten Telegrammen geht hervor, daß Oesterreich-Ungarn an Montenegro noch kein Ultimatum gerichtet hat, aber wohl den Gedanken hatte, ein solches Dokument an die Regierung in Cetinje zu adressieren. In dem betreffenden heute vorliegenden Telegramm heißt es: „Das Auswärtige Amt Oesterreich-Ungarns will von einem Ultimatum absehen, denn es ist wahrscheinlich, daß Montenegro den Druck Rußlands nachgeben und die Reklamationen Oesterreich-Ungarns berücksichtigen wird.“ Damit wäre die Sache wieder eingereckt. Es handelte sich, wie aus einem Londoner Telegramm hervorgeht, um die gewaltsame „Bekehrung“ der katholischen Albaner zum griechischen Glauben durch die Montenegriner. Oesterreich-Ungarn hat das Protektorat über die albanischen Katholiken und damit auch das Recht, sich der Sache anzunehmen. Jetzt soll die Angelegenheit durch eine Kommission untersucht werden, und man wird sich nicht verwundern dürfen, wenn es sich herausstellt, daß die „Reichspost“, die das Gerücht aufbrachte, wieder einmal zu dick aufgetragen hat.

\* \* \*

Der jüngst gemeldete türkische Sieg an der Cataldscha-Linie wird von bulgarischer Seite in Abrede gestellt. Die Türken hätten einen Ausfall gemacht, seien aber mit Verlusten zurückgeschlagen worden. Der kleine Sieg wäre den Türken zu wünschen gewesen, denn er hätte die besonders hartnäckigen Bulgaren belehrt, ihre allzu hoch geschraubten Forderungen etwas zu mäßigen und dadurch wäre der Friedensschluß, den die ganze Welt herbeisehnt, beschleunigt worden. Wenn aber die Bulgaren wieder gesiegt haben, dann sind sie imstande, ihre Forderungen noch höher zu stellen, was wieder soviel bedeutet, daß der Friedensschluß noch weiter gerückt ist.

Im englischen Unterhause hat der Minister des Aeußern, Sir Edward Grey, die beruhigende Erklärung abgegeben, daß die Großmächte über die Festsetzung der Grenzen Albaniens sich bereits geeinigt haben und daß daher kein Grund mehr vorliege, neue Konflikte zu befürchten.

Die Bulgaren haben die Forts von Adrianopel angegriffen. Alle Festungen östlich der Stadt befinden sich jetzt in den Händen der Belagerer. Auch an der Cataldscha-Linie haben die Bulgaren große Vorteile errungen, so daß die Lage der Türken eine äußerst kritische geworden ist.

\* \* \*

Adrianopel ist gefallen! Das war der Ruf, der am Mittwoch, den 26. ganz Europa und die ganze Welt durchhallte. Am Tage vorher hatten die Bulgaren und die Serben die Außenforts westlich der Stadt eingenommen und sie bereiteten sich auf Sturm vor. Halten konnte sich die Stadt nicht mehr, deshalb ließ der heldenmütige Verteidiger Chukri-Pascha um zwei Uhr nachmittags die weiße Fahne hissen und übergab die Stadt dem bulgarischen General Iwanow. (Hier muß ein Irrtum des Telegraphen vorliegen, denn General Iwanow war nicht der Belagerer von Adrianopel. Er befand sich kurz nach der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten in Galli-

polis und stieß dann zu den Belagerern der Cataldscha-Linie. Die Belagerungsarmee vor Adrianopel stand unter dem direkten Befehl des Oberkommandierenden Generals Sawow. Jedenfalls hat der Telegraph die beiden ziemlich gleichlautenden Namen verwechselt.) Gleich nach der Hissung der weißen Flagge marschierten die verbündeten Truppen auf die Stadt zu, die zuerst von der bulgarischen Kavallerie betreten wurde. Ihnen fielen zahlreiche Fahnen, viel Munition und 1300 Gefangene in die Hände. — der Telegraph spielte sofort nach allen Seiten und überall wurde die Nachricht von der Uebergabe Adrianopels mit Freuden begrüßt, denn sie bedeutet den Anfang vom Ende — jetzt ist der Sieg vollkommen und der Friede kann nicht mehr lange auf sich warten lassen. — Das Urteil über beide beteiligte Parteien ist überall dasselbe: die Balkanverbündeten haben einen großen Sieg errungen und die Türken sind wie Helden gefallen. In mancher Schlacht dieses Krieges haben sich die Türken nicht so bewährt wie man nach ihrem guten Kriegerrufe es hätte erwarten sollen, in Adrianopel waren aber die Nachfolger der Verteidiger Plewnas. Plewna hielt sich 143 Tage und ebenso lange hielt sich auch Adrianopel; Plewna ergab sich erst, als die Kraft der Verteidiger total gebrochen war und Adrianopel ließ erst die weiße Flagge steigen, als es sich nicht mehr halten konnte, als die Verteidigung nicht mehr Tapferkeit sondern Wahnsinn genannt werden konnte. — Adrianopel ist eine sehr alte Stadt. Früher hieß es Uskuduma, dann wurde es Orestia genannt und dann erhielt es zu Ehren des Kaisers Hadrian, der es verschönert hatte, den jetzigen Namen. Am 3. Juli siegte in der Nähe von Adrianopel das Heer Konstantins des Großen über den Mitkaiser Licinius und am 9. August schlugen dort die Westgoten den Kaiser Valens. Im Jahre 1361 wurde sie durch den Sultan Murad I. erobert und blieb bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453 die Hauptstadt des osmanischen Reiches. Im russisch-türkischen Kriege wurde Adrianopel am 20. April 1829 durch den Feldmarschall Diebitsch-Sabalkansky erobert und am 14. September desselben Jahres wurde dort der Friede zwischen Rußland und der Türkei geschlossen. Zum zweiten Male wurde Adrianopel von den Russen am 20. September 1878 besetzt, worauf der Waffenstillstand zustande kam. — Adrianopel nimmt also in der Kriegsgeschichte einen bedeutenden Platz ein, anders steht es aber mit ihrer wirtschaftlichen Bedeutung: Adrianopel ist arm. Es hat nur etwa 70.000 Einwohner, von welchen beinahe die Hälfte Griechen und Bulgaren sind. Die türkische Bevölkerung beträgt höchstens 25.000. Es hat eine sehr geringe Industrie. Seine Strassen sind eng, krumm und schmutzig. — Kann sein, daß die Stadt jetzt, wo sie den Bulgaren verbleiben wird, einer besseren Zukunft entgegengeht, denn ihre Lage ist nicht gerade ungünstig und die Bulgaren haben jedenfalls den Ehrgeiz, die Stadt zu heben.

Eine andere Nachricht meldet, daß die Cataldscha-Linie von den Bulgaren durchbrochen worden sei. Diese Nachricht bedarf aber noch der Bestätigung. Wenn dem so wäre, dann müßte der Friede schon in diesen Tagen zustandekommen, denn die Bulgaren ständen schon vor den Toren Konstantinopels und die Türken müßten sich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Neben dem Fall Adrianopels und den Gerüchten von dem Durchbruch der Verteidigungslinie von Cataldscha verlieren die anderen Meldungen an Interesse. Man spricht wohl auch noch von dem Eingreifen Oesterreich-Ungarns, von den Protesten Montenegros und von den Stimmen der Presse über

die Spannung zwischen dem kleinen Ländchen der schwarzen Berge und der Donaumonarchie. Diese Spannung ist aber nicht derart, daß man von ihr eine große Gefahr befürchten müßte. Das Eingreifen Oesterreichs war keine Ruhmestat. Das angekündigte oder abgesandte Ultimatum ist nichts für die Weltgeschichte, aber wohl etwas für die Witzblätter und es wäre für Oesterreich-Ungarn viel besser gewesen, wenn es die Sache etwas leiser abgemacht hätte, ohne daß die Welt etwas davon erfuhr.

## Notizen.

### São Paulo

Das Schwurgericht hat gestern wieder tadellos funktioniert. Es hat zwei Angeklagte freigesprochen, die nach der auf den Zeugenaussagen basierten Ansicht des Publikums eine harte Strafe verdient hätten. Der eine war Pedro Pinto de Gouvea, der am 9. August 1912 einen gewissen Alberto dos Santos auf dem Largo Alvares Penteado auflauerte und ihm mit einem Revolverschuß schwer verletzte, und der andere war der Soldat Lazaro dos Santos, der vor wenigen Monaten in Guapira einen jungen Mann erschoss und einen anderen schwer verwundete. Für den ersten wurde Sinnesverwirrung angenommen und für den anderen die Notwehr, obwohl es nachgewiesen ist, daß der erstere wegen einer Weibergeschichte seinem Rivalen auflauerte, also mit Ueberlegung handelte, und über den anderen die Zeugen aussagen, daß der Soldat von keinem Menschen provoziert oder gar bedroht worden sei. Beide Angeklagten wurden von Dr. Marrey Junior verteidigt.

Gewerbesteuer. Wir erinnern unsere Leser daran, daß bis zum 31. ds. die Industrie-Gewerbesteuer auf dem Schatzamt der Munizipalität mit 20 Prozent Abzug bezahlt werden kann.

Eine ehrende Anerkennung ist dem Besitzer der Chacara und Loja Flora, Herrn Francisco Nemitz zu teil geworden. Die Königliche Gesellschaft für Landwirtschaft und Gartenbau in Gent (Belgien) hat ihn aufgefordert in das Preisrichterkollegium der Internationalen Gartenbau-Ausstellung einzutreten, die mit der Weltausstellung in Gent verbunden sein wird. Diese Ehrung verdankt Herr Nemitz dem hervorragenden gärtnerischen und Innenschmuck, den er im Jahre 1911 für die Weltausstellung in Brüssel geliefert hat und der seinen Namen in weiten Kreisen europäischer Gartenbauinteressenten bekannt machte. Wir wünschen Herrn Nemitz Glück zu dieser Berufung, die ja zugleich auch eine Ehrung für das Paulistaner Deutschtum bedeutet.

Ein Riesenskandal. Die neue Zeitung „A Capital“ hat einen amerikanischen Zug in die hiesige Presse gebracht. In der kurzen Zeit ihres Bestehens hat sie schon manches ans Tageslicht gezogen, was die Kleinstädterei verheimlicht wissen wollte. Das letzte, was sie an die Oeffentlichkeit brachte, war ein Familienskandal. Das Familienleben ist nun allerdings ein Gebiet, daß der Presse ziemlich ferne liegt — der anständigen wenigstens, — aber es gibt auch Anlässe, wo die Presse über die familiären Angelegenheiten sprechen muß, und dann ist der Fall, wenn einem der Familienmitglieder von Seiten der anderen ein solches Unrecht geschieht, daß er in die Lage versetzt wird, die Oeffentlichkeit zum Richter anrufen zu müssen. Dieses trifft auf den von der „Capital“ ans Tageslicht gezogenen Skandal zu. Ein hochgeschätzter Art, Herr

Dr. Guilherme Ellis, hat seinen Sohn, Herr Dr. Malcolm Ellis, hinter der Vorgabe, daß er verrückt sei, nach der Irrenanstalt von Juquery bringen lassen, wo der junge Mann 31 Tage unter strenger Beobachtung blieb, um mit dem Gutachten, daß er vollkommen normal sei, nach Hause entlassen zu werden. Inzwischen war der Vater nach Europa gereist. — Die Erklärung des aufsehenerregenden Falles, die Dr. Malcolm Ellis selbst gibt, ist für den Vater sehr ungünstig. Er sagt, daß der alte Herr seine Frau verstoßen habe, um mit einer Chordame zusammenzuleben. Er, Dr. Malcolm, habe darauf geachtet, daß die Konkubine seines Vaters den alten Mann nicht beeinflusse, die Kinder zu benachteiligen und deshalb habe sie den Plan entworfen, ihn durch die Internierung in Juquery aus dem Wege zu räumen. — Ob es sich mit der Sache so verhält, ist schwer zu sagen, aber Tatsache ist, daß Dr. Malcolm auf Wunsch seines eigenen Vaters nach Juquery gebracht wurde und ebenso ist es nachgewiesen, daß der junge Mann nicht geisteskrank ist. Warum das geschah, das aufzuklären ist die Aufgabe der Behörden.

Einwanderung. In diesem Jahre sind schon 27.094 Einwanderer hier angekommen. Bis zum 1. April werden noch weitere 743 erwartet.

Erinnerungsmedaillen. Einige französische Veteranen des Krieges 1870/71, die hier wohnhaft sind, haben Erinnerungsmedaillen erhalten. Diese alten Herren veranstalteten gestern deshalb ein intimes Festessen in der Rotisserie Sportsman.

Entführung. Am Montag morgen wurde in der Vorstadt Pinheiros ein 18jähriges Mädchen namens Elvira Bahia auf eine besonders auffällige Weise von ihrem Liebhaber entführt. Sie verließ das Haus, um angeblich zur Kirche zu gehen. Vor der Kirche stand aber ein Automobil, das sie erwartete und mit dem flüchtete sie nach der Stadt. Der Entführer hatte aber nicht bedacht, daß das Auto eine Nummer hatte und daß es daher sehr leicht war, seine Spur zu verfolgen. Am Dienstag wurde der Chauffeur des Autos aufgetrieben und der erzählte der Polizei, daß der Entführer und ein junger Mann, der ihn begleitet, nach Santos eingeschifft seien. Nach ein paar Stunden hatte man die Aufreißer dann auch erwischt und gestern wurde das Pärchen auf der Polizei getraut. Zu erwähnen verdient, daß der Begleiter des Entführers unter dem Verdacht steht, ein Kaffen zu sein, was den Zweifel erwecken läßt, daß vielleicht eine Entführung nach Buenos Aires geplant war.

Kaffee. Unsere Landwirte sind durch die Nachrichten beunruhigt, daß im Orient auf den Inseln Java, Sumatra und Borneo große Kaffeepflanzungen gemacht worden seien. Jetzt hat nun der Ackerbausekretär den Chef des staatlichen Forstdienstes, Herrn Edmundo Navarro, beauftragt, nach dem Orient zu reisen und die Frage dortselbst zu studieren. Er soll seine Aufmerksamkeit besonders der Kaffeesorte „Robusta“ zuwenden, von der in der letzten Zeit sehr häufig die Rede gewesen ist. Herr Navarro wird in aller Kürze seine Reise antreten und, zurückgekehrt, über seine Beobachtungen einen ausführlichen Bericht erstatten.

Schwerer Unglücksfall. Am Mittwoch mittag wollte der fünfzehnjährige Jordano Dulio in der Rua Libero Badaró auf einen Bond springen, tat das aber so unglücklich, daß er stürzte und unter die Räder kam. Ihm wurde der rechte Fuß zermalmt.

Leichenfund. In einem im Bau begriffenen Hause am Largo São Francisco wurde die schon stark in Verwesung übergegangene Leiche eines kleinen Kindes weiblichen Geschlechts gefunden.

Straßenbahnverkehr nach der Braz. Die Braz wie auch die Moóca wurden seit jeher von den munizipalen Behörden stiefmütterlich behandelt. Diese Vorstädte, von welchen die erstere schon eine ganz ansehnliche Stadt für sich bildet, haben die schlechtesten und staubigsten Straßen, die Beleuchtung läßt vieles zu wünschen übrig; für die Hygiene ist unzulänglich gesorgt und von allen Fiskalen findet nur der Steuerfiskal seinen Weg nach jenen Arbeitervierteln. Nur der Bondverkehr war bisher gut. Aber auch hierin soll eine Verschlechterung eintreten. Die Zahl der nach der Braz verkehrenden Straßenbahnwagen soll um vier vermindert werden, denn einige Herren aus Belemsinho haben die Light and Power gebeten, für einen besseren Verkehr nach ihrer Vorstadt zu sorgen und die kanadische Gesellschaft will dieser Bitte nachgeben. Belemsinho soll vier Bonds mehr erhalten und diese sollen der Braz genommen werden. Von jetzt ab soll nur alle 16 Minuten ein Straßenbahnwagen nach der Braz abgehen. Diese Maßregel ist geradezu unbegreiflich. Bisher ging alle sieben Minuten ein Wagen nach der Braz ab und doch reichte dieser kaum hin, um den Verkehr zu bewältigen; wie soll es erst werden, wenn die Zahl der Wagen um die Hälfte verringert wird! Wenn das Bedürfnis vorliegt, die Straßenbahnwagen der Belemsinho-Linie zu vermehren, dann sollte die Light einfach mehr Wagen einstellen — das Material hat sie doch dazu, aber sie sollte nicht die andere Linie schwächen, die das volkreichste Viertel der Stadt bedient. Es liegt doch wohl in dem Interesse der Gesellschaft selbst und auch im Interesse der dortigen Bewohnerschaft. Hoffentlich macht die Light ihre Verfügung noch rechtzeitig rückgängig.

Eine aufsehenerregende Nachricht. Ueber das Gerücht, daß die Argentinier nach der brasilianischen Grenze einen breiten Fahrweg (nach einer anderen Version eine Eisenbahn) bauen, schreibt Herr Paulo Labarthe in der „Capital“ einen bemerkenswerten Artikel. Die Stimme dieses jugendlichen Kollegen verdient schon deshalb Beachtung, weil er als Sohn der Grenzstadt Uruguayana die dortigen Verhältnisse ausgezeichnet kennt. Der kurze Artikel ist folgender: „Die Argentinier bauen an der Grenze Brasiliens eine Eisenbahn. Das ist ihr gutes Recht, denn auf ihrem Gebiete können Sie tun, was ihnen gefällt. Die ländliche Bevölkerung der Grenze erschrak vor der argentinischen Arbeit, deren Schnelligkeit sie alarmierte. Da sie gewöhnt sind, bei uns Wegebauten langsam ausgeführt zu sehen, so hat die Eile unserer Nachbarn Befremden erregt und nach Rio sind schon Telegramme gesandt worden, die von der Angst Zeugnis ablegen. Wer aber die Kontrebande an der riograndenser Grenze kennt, der sieht in der Meldung keinen Grund zu einer Panik. Es kann sich nur um einen Handelsweg handeln. Die Ortschaften an der argentinischen Grenze schreiten außerordentlich voran. Sie leben wie Parasiten von uns, indem sie durch die Kontrebande unser Geld saugen. Es genügt schon, die zwei Städte Uruguayana und Libres zu betrachten, die nur durch den Rio Uruguay getrennt sind. Libres war vor einigen Jahren nur ein unbedeutendes Städtchen, jetzt ist es unglaublich aufgeblüht, während Uruguayana zurückgegangen ist. Was ist der Grund dieser Erscheinung? Die Kontrebande infolge der ungeheuren Verschiedenheit der Zolltarife. Die ganze Bevölkerung der riograndenser Grenze kauft in Argentinien ein. Wie Libres, so gibt es unzählige andere Städte, die in demselben Verhältnis vorangehen wie die unseren zurückschreiten. Sie alle sind mit den argentinischen

Handelszentren verbunden und von jeder von ihnen kann man leicht nach Buenos Aires gelangen. — S. Xavier hatte bisher noch keine Eisenbahn, die es mit Buenos Aires verband, und die Argentinier waren sehr vernünftig, als sie zu ihrem eigenen Nutzen eine solche bauten. Der Schaden ist nur, daß wir anderen nicht das gleiche tun, sondern unsere Städte durch die ungeheuren Zölle oder wie es in Rio Grande do Sul geschieht, sogar durch die Ausnahme Gesetze auf den Aussterbeetat setzen. Unsere Patrioten sollten gegen den Grund unserer Mißgeschicke schreien und nicht gegen die berechtigten Mittel, welche die Argentinier anwenden, um ihren und somit ihren Reichtum zu fördern. — Das Werk der Argentinier ist Patriotismus, das unsere ist Nativismus, und der letztere beginnt gewöhnlich dort, wo der erstere im Sterben liegt. — Wir wollen nicht sagen, daß wir die Landesverteidigung vernachlässigen und die Sorge für unser Militär und unsere Marine aufgeben sollen. Sie sollen immer bereit sein in dieser Zeit der Expansion und der Eroberungen. Aber die Vergrößerung unserer bewaffneten Macht soll etwas anderes rechtfertigen und der einfache und berechtigte Bau einer Handelsstraße in unserem Nachbarlande.“

Diesen Worten kann man voll und ganz zustimmen. In dem argentinischen Wegbau liegt jedenfalls nur die Gefahr, daß von nun ab die Kolonisten von Guarany und Comandatehy ihre Einkäufe in S. Xavier machen. Brasilien, das sie ins Land rief, hat sie fast ohne Verkehrswege gelassen, Argentinien hat für sie dagegen eine Eisenbahn gebaut, und da kann es nicht mehr zweifelhaft sein, wer den Nutzen daraus ziehen wird. — S. Xavier ist aber nicht, wie es in den ersten Nachrichten hieß, der Ausgangs-, sondern der Endpunkt der Linie, die von den argentinischen Handelszentren nach der Grenze führt.

Arbeiterbewegung. Hier wurde unter dem Namen „União Operaria de Propaganda e Instrução“ ein neuer Arbeiterverband gegründet. Dieser Verband wird eine Zeitung unterhalten, die für die Bildung der Arbeiterpartei eintritt. Es wird auch eine aktive Propaganda unterhalten und eine Bibliothek anlegen.

Die Staatsanleihe von 7½ Millionen Pfund Sterling ist zum Typ 92 und zu einem Zins von 5 Prozent aufgenommen worden. Sie ist hauptsächlich dazu bestimmt, die schwebende Schuld zu konsolidieren. Die Anleihebedingungen sind in Anbetracht der gegenwärtigen Lage des europäischen Geldmarktes eine ausgezeichnete zu nennen, sie sind sogar die besten, die in der letzten Zeit gemacht worden sind. Der Geldzufluß wird den tüchtigsten Markt wieder beleben; in der letzten Zeit war hier eine Knappheit des zirkulierenden Mittels zu merken, die jetzt wieder beseitigt wird.

Die Light and Power hat den Wasserfall Fumaça vom Rio Juquiá und die umliegenden Ländereien für 300 Contos käuflich erworben. Die Energie des Wasserfalles, der im Munizip Iguape liegt, wird auf 36.000 Pferdekräfte geschätzt. Die Verkäufer waren die Herren Asdrubal do Nascimento und Henrique Bocolini.

Saatgut. Mit dem italienischen Dampfer „Rio de Janeiro“ werden 57 Volumen Saatgut verschiedener Kulturen erwartet. Der Samen soll an Kolonisten verteilt werden.

Eine aufsehenerregende Nachricht verbreitet das offiziöse „Popolo Romano“. Das Blatt erzählt, jedenfalls auf Grund einer falschen Information, daß im Staate São Paulo ein italienischer Ingenieur und sieben italienische Landarbeiter, die sich unterwegs befanden, von Indianern überfallen,

beraubt und ermordet worden seien. Es handelt sich, wie man sieht, um das traurige Ereignis am Rio Feio, das total entstellt ist. Erstens handelt es sich nicht um Italiener, sondern um Brasilianer — nur der Ingenieur selbst war Ausländer und zwar Oesterreicher — und dann waren es nicht Landarbeiter, die sich unterwegs befanden, sondern Landmesser, die Tagereisen weit von den Ackerbaudistrikten sich im Indianergebiet aufhielten. Da der Fall sich am 6. Februar zutrug und das „Popolo Romano“ erst am 19. März darauf zu sprechen kam, so hätte man eine genauere Darstellung erwarten können.

Unglaublich. Die Tageschronik hat einen Fall zu melden, den wir nicht für möglich gehalten hätten und die meisten Paulistaner auch nicht. Als gestern über diesen Fall gesprochen wurde, da schüttelten auch notorisch leichtgläubige Menschen ungläubig den Kopf und wer das Gerücht in den Kurs brachte, der wurde um die Erfahrung bereichert, daß es nicht immer leicht ist, für eine aufsehenerregende Neuigkeit gläubige Ohren zu finden. Was war aber geschehen? Wir wagen es kaum zu sagen, denn wir sind sicher, daß unsere Leser uns keinen Glauben schenken werden. Es ist aber doch wahr, buchstäblich wahr — es sind Zeugen vorhanden! — der Expreszug der Zentralbahn . . . nein, nein, ist nicht entgleist, ist nicht in umgekehrter Richtung gefahren, ist nicht von der Lokomotive verloren worden . . . der Expreszug der Zentralbahn ist am 19. März 1913 eine Minute vor der festgesetzten Zeit angekommen!

Mädchenhandel. Vor einigen Wochen war unsere Polizei noch sehr rührig. Sie spürte den Mädchenhändlern auf allen ihren Pfaden nach und wies sie aus, wo sie sie nur erwischte. Jetzt ist wieder alles sehr ruhig geworden. Man hört nichts mehr von den polizeilichen Maßnahmen gegen diesen Auswurf der Menschheit. Und doch sollte der Kampf gegen dieses Gesindel in Laekschuhen und Stelkragen nie nachlassen, denn es läßt ja auch nicht nach, São Paulo zu seinem Arbeitsfelde zu machen. Der Mädchenhandel hat übrigens, wie sich sowohl in Argentinien, wie in Rio de Janeiro immer mehr herausstellt, noch eine andere ganz gefährliche Seite: die Kaften sind sehr häufig auch Apachen. Als vor einigen Monaten die Polizei von Buenos Aires eine Razzia veranstaltete, um Kaften einzufangen, da fand sie eine Reihe gefährlicher Räuber und dasselbe war in Rio de Janeiro der Fall; man suchte nach Mädchenhändlern und fand schwere Jungen. Noch neulich fielen der fluminenser Polizei zwei Individuen in die Hände, die als Kaften angezeigt waren und beim näheren Besehen entdeckte man daß die beiden in Odessa, einer nach Bonnot'schem Muster organisierten Bande angehört hatten. Man wies sie beide aus, aber einem von ihnen gelang es, in Santos ans Land zu gehen, von wo aus er über São Paulo nach Rio zurückkehrte, um aber wieder der Polizei in die Hände zu geraten. Diesmal wurde er nicht mehr nach Argentinien sondern nach Europa abgeschoben. Dieses Vorgehen der fluminenser, wie auch der argentinischen Polizei ist nicht ganz richtig. Wenn der südamerikanischen hl. Hermandad Individuen ins Garn gehen, die in einem europäischen Lande Bankräuber gewesen sind, dann sollte man sie nicht ohne weiters ausweisen, sondern erst die Gesandtschaft des betreffenden Landes davon in Kenntnis zu setzen und ihr die Verbrecher zur Verfügung stellen. In diesem Falle würden sie in Europa liebevoll in Empfang genommen und Brasilien wie Argentinien hätten die Sicherheit, daß den Herrschaften der Rückweg nach Südamerika abgeschnitten ist, weil sie zuerst das auslöfeln müssen, was sie sich in Europa eingebroekt haben —

und handelt es sich gar um Odessa — dann reicht es fürs ganze Leben.

Altarbrand. Um elf Uhr nachts, als die Feier des Charfreitags zu Ende war, geriet der Hauptaltar der Kirche dos Remedios in Brand. Jedenfalls war eine Kerze umgestoßen worden. Der Altar stand im Nu in Flammen und das noch zahlreiche Publikum stob in wilder Panik aus der Kirche. Dabei wurden mehrere Personen verletzt und ein junges Mädchen fiel in Ohnmacht. Glücklicherweise blieb das Feuer auf dem Altar lokalisiert und war dabei kein weiteres Unglück zu beklagen.

Totgefahren. Der Rennwahn hat wieder ein Opfer gefordert. Am Charfreitag ging die 72jährige Rosa Lanzioni über die Rua Domingos de Moraes. Sie mußte an zwei stehenden Straßenbahnwagen vorbeigehen, als plötzlich das Automobil Nr. 1081 auftauchte, das mit einer wahnsinnigen Geschwindigkeit und noch dazu auf der falschen Seite fuhr. Die alte Frau wurde erfaßt und so zu Boden geschleudert, daß sie tot auf dem Pflaster liegen blieb. Das Auto sauste weiter, bis es vor dem Polizeiposten in derselben Straße angehalten und der Chauffeur verhaftet wurde. Die Rennerei wird jedenfalls nur dann aufhören, wenn das aufgeregte Publikum einige der Herren Chauffeure, die sich um die Polizeivorschriften nicht kümmern und für Menschenleben nur Verachtung haben, gelyncht haben wird.

Staatsanleihe. Die Bedingungen, unter welchen die Staatsanleihe von sieben und ein halb Millionen Pfund Sterling zusammen gekommen, sind der beste Beweis, daß unser Staat in europäischen Finanzkreisen das allerbeste Ansehen genießt. Der Typ ist nicht 92 sondern 97. Vom Typ 92 wurde nur gesprochen, weil naeh dem Abzug aller Kommissionen u. sonstigen Auslagen sich dieser Typ ergibt. Unter diesen Bedingungen ist in der letzten Zeit keine einzige Anleihe untergebracht worden und dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die Lage des europäischen Geldmarktes infolge der Kriegsergüsse nicht gerade die beste ist. Man darf wohl sagen, daß weder ein amerikanischer, noch ein europäischer Staat gegenwärtig unter diesen äusserst günstigen Bedingungen eine große Anleihe untergebracht hätte. — Wie aus dem Telegrammenteil ersichtlich, hat die Berliner „Tägliche Rundschau“, die, wir wissen nicht mit welchem Rechte, sich für eine Kennerin brasilianischer Verhältnisse ausgibt, die Anleihe angegriffen, weil sie meint, die sieben und ein halb Millionen würden für die Kaffeevalorisation verwendet. Das ist nicht der Fall. Das Produkt der Anleihe wird erstens dazu verwendet werden, um eine alte Schuld von drei Millionen Pfund Sterling, und eine schwebende Schuld, die in Wechseln des Schatzamtes zirkuliert, einzulösen. Dadurch wird der Staat, der sowohl für die alte Schuld wie für die schwebende Schuld einen viel höheren Zinsfuß zahlt, als er für die neue Anleihe zahlen wird, eine große Summe ersparen. Durch die Einlösung der Wechsel des Schatzamtes wird der Staat ganz ansehnliche Kapitalien auf den hiesigen Geldmarkt

## Kaiser-Borax

Zum tägl. Gebrauch im Bad und Waschwasser.

Kaiser-Borax ist das mildeste und gesündeste Verschönerungsmittel für die Haut, macht das Wasser weich, heilt rauhe und unreine Haut, macht sie zart und weiß und beseitigt jeden übeln Geruch. Ein Bad mit Kaiser-Borax nach starker Schwülhalsentzündung wirkt sehr erfrischend und anregend. Nur echt in roten Cartons. Kaiser-Borax-Seife erstklassige Toiletseife. Alleiniger Fabrikant Heinrich Maack in Ulm a. D.

bringen, der gegenwärtig mit einem Mangel an zirkulierendem Mittel zu kämpfen hat, was natürlich den Handel beleben wird.

Das Verhalten des Berliner Blattes ist auffällig. Bis vor Kurzem wurde die Kaffeewalorisation von den deutschen Sozialisten angegriffen, jetzt sind es aber die Stützen von Thron und Altar, die nationale „Tägliche Rundschau“ und die klerikale „Germania“, die in der Valorisation eine Verletzung der deutschen Interessen erblicken. Und nichts ist falscher als das. Es ist wahr, daß der Kaffee durch die Valorisation teurer geworden ist. Aber ohne die Valorisation wäre die jetzt sehr große Kaufkraft des Staates São Paulo gebrochen, und die großen Bestellungen, die in Deutschland gemacht werden, wären aus dem einfachen Grunde unterblieben, weil São Paulo kein Geld gehabt hätte. Wenn die „Tägliche Rundschau“ und die „Germania“ das bedenken würden, dann würden sie eingestehen müssen, daß die Valorisation auch der deutschen Industrie zugute gekommen ist. Die großen reichsdeutschen Blätter haben aber alle den gemeinsamen Fehler, alles zu wissen, ohne informiert zu sein. Sie sprechen alle über brasilianische Verhältnisse, ohne einen Mitarbeiter nach Brasilien zu entsenden, ohne das Land zu studieren, ja ohne Erkundigungen einzuziehen. Die englischen und französischen Blätter haben an den größeren brasilianischen Plätzen ihre Korrespondenten. Die deutschen Zeitungen schöpfen aber ihre Weisheiten aber entweder aus der Luft oder aus veralteten und mangelhaften Statistiken. Vor einigen Wochen hörten wir, daß ein Vertreter der „Täglichen Rundschau“ in São Paulo sei. Der Mann fiel aber mehr durch seinen frechen Schnabel als durch seinen Eifer, sich zu informieren auf, und eines schönen Tages erfuhren wir, daß dieser angebliche Kollege ein steckbrieflich verfolgter Defraudant, aber kein Korrespondent gewesen sei. Tableau!

Die „Tägliche Rundschau“ gibt jetzt eine Wochen-Ausgabe heraus, die sie hauptsächlich im Uebersee verbreitet sehen möchte. Das wird aber nicht gut möglich sein, wenn das einem so wichtigen Lande wie Brasilien, entgegengebrachte Interesse darin besteht, seine Verhältnisse möglichst verkehrt zu schildern. Alles beruht auf Gegenseitigkeit. Wer hier Interesse finden will, der muß auch für uns Interesse haben. Auf andere Weise geht es nicht.

Geflügelzucht. Am Donnerstag hat sich hier Hunter dem Namen „Sociedade Brasileira de Avicultura“ ein Verein zur Förderung der Geflügelzucht gebildet. Der Verein, dem bereits 80 Mitglieder angehören, hat Herrn Dr. Delegado de Carvalho zum Präsidenten gewählt.

Späte Sühne. Vor neun Jahren vergewaltigte der italienische Schuster Vicente Maione seine eigene dreizehnjährige Tochter Victoria. Es gelang ihm, zu entkommen. Die Untersuchung wurde aber weitergeführt und der Satyr wurde in den Anklagezustand versetzt. Jetzt, nach Ablauf einer Reihe von Jahren, hat man ihn in Rio de Janeiro gefunden und verhaftet. Er wurde nach São Paulo gebracht und sieht jetzt hier seiner Aburteilung entgegen.

Der Ausgang eines Ausflugs. Am Charfreitag machten einige italienische Arbeiter, nachdem sie tüchtig dem Alkohol zugesprochen, einen Ausflug nach der Villa Prudente. Vor dem Asyl Christovam Colombo bekamen zwei von ihnen Streit und gingen sehr schnell von Worten zu Taten über. Ein anderer wollte Frieden stiften, und da geschah, was in solchen Fällen gewöhnlich zu geschehen pflegt: der Friedensstifter Colombo Angelo bekam von einem der Hitzköpfe, einem gewissen Antonio Azisnutto, eine Kugel durch den linken Ellbogen

geschossen. Der unglückselige Schütze wurde in flagranti verhaftet.

Aus einer deutschen Kolonie. Im Namen einer Reihe in der Bundeskolonie Affonso Penna (Staat Espirito Santo) ansässiger deutscher Kolonisten bittet uns Herr Brabe, darauf hinzuweisen, daß durchaus kein Grund vorliegt, diese Kolonie zu meiden. In der ersten Zeit sollen Fehler in der Verwaltung vorgekommen sein, die später angekommenen Kolonisten, zu denen auch Herr Brabe gehört, hatten jedoch keinen Grund zur Klage. Die Deutschen, die schon längere Zeit in Affonso Penna ansässig sind, stehen sich durchweg gut. (Die Hauptprodukte der Kolonie sind Kaffee, Zuckerrohr, Mais, Bohnen. D. Red.) Die Hitze ist nicht übermäßig groß (wie ja auch das Gedeihen der seit 50 und mehr Jahren in anderen Teilen des Staates bestehenden deutschen Siedelungen beweist) und die Gegend ist überaus gesund. Herr Brabe fordert daher im Interesse der bereits in Affonso Penna ansässigen Deutschen zu frischem Zuzug auf, weist aber mit Recht darauf hin, daß für die Landarbeit dortselbst nur wirkliche Bauern und Landarbeiter in Frage kommen. Städtische Handwerker und Fabrikarbeiter sind den Verhältnissen nicht gewachsen.

Fleischindustrie in S. Paulo. Die große Dörrfleisch- und Fleischkonservenfabrik, die der Coronel João Francisco Pereira de Souza in Caçapava einrichtet, soll im Mai den Betrieb aufnehmen. Das neue Etablissement, das als Paeking-House firmieren wird, hat Einrichtungen, um täglich 600 Rinder, 500 Hammel und 500 Schweine schlachten zu können. Es sind ausgedehnte Gefrier- und Kühlanlagen vorhanden. Die Maschinen sind teilweise in England und teilweise in Montevideo angekauft. Die Fabrik liegt am Tieté in der Nähe der Station der Zentralbahn. Coronel João Francisco ist nicht nur ein tüchtiger Caudillo, sondern auch ein tüchtiger Viehzüchter und Geschäftsman. Er wird also in dieser neuen Fabrik, fern von Rio Grande, schon etwas leisten und die Vielproduktion der Gegend beträchtlich heben.

Paulistaner Eisenbahnen und Bundesregierung. Schon vor mehr als anderthalb Jahren haben wir eine „Schönheit“ erwähnt, da der Fall aber jetzt wieder eine große Aktualität erlangt hat und von der landessprachlichen Presse besprochen wird, so können wir ihn nochmals erwähnen. Am Anfang des Jahres 1911 kamen die Direktionen der Paulistaner Eisenbahnen überein, daß die Frachttarife etwas zu hoch seien und aus zwei Gründen eine Ermäßigung vertragen könnten: Erstens, weil der Verkehr viel größer geworden war und zweitens, weil die Teuerung der Lebensmittel eine Verbilligung des Transportes wünschenswert erscheinen ließ. Nun bedürfen aber die Reformen der Tarife einiger Paulistaner Eisenbahnen der Gutheißung der Bundesregierung und deshalb sandten die betreffenden Gesellschaften den Reformentwurf an das Verkehrsministerium, dessen Chef damals Herr J. J. Seabra war. Das geschah im März 1911. Als im September oder Oktober die Antwort des Ministeriums noch nicht eingetroffen war, begann die Presse sich zu regen und machte über die Geschäftsführung des gegenwärtigen Gouverneurs von Bahia Bemerkungen, die gerade kein Lob enthielten. Das nutzte aber alles nichts und jetzt ist die Frage wieder einmal am Platze: warum hat die Bundesregierung, die doch angeblich die Teuerung bekämpfen will, in genau zwei Jahren noch keine Zeit gefunden, die Tarifreform der Paulistaner Eisenbahnen gutzuheissen, da diese Reform doch den Zweck hat, die Teuerung zu mildern?

Handelswoche. Das wichtigste Ereignis der



Handelswoche war das Zustandekommen der Staatsanleihe von sieben und halb Millionen Pfund Sterling, die durch das Bankhaus Schroeder vermittelt wurde. Der Sautenser Kaffeemarkt blieb ruhig. Er öffnete und schloß mit 7\$200 für Typ 4 und 6\$200 für Typ 7. In der Woche wurden 27.561 Sack Kaffee verkauft gegen 24.858 Sack in der vorherigen Woche. Der Tagesdurchschnitt der Verkäufe betrug 4.593. Der Tag der größten Verkäufe war der Montag mit 12.123 Sack, der der kleinsten Verkäufe der Mittwoch mit 7.324. Am Donnerstag, Freitag und Sonnabend wurden keine Verkäufe abgeschlossen. Die Zufuhren betragen 28.740 Sack gegen 45.057 Sack in der vorherigen Woche. Der Tagesdurchschnitt der Zufuhren war 4.790 gegen 7.509 in der vorherigen Woche. Der Tag der größten Zufuhr war der Dienstag mit 11.343 Sack, der der kleinsten Zufuhr der Montag mit 3.603 Sack. Seit dem 1 Juli betragen die Zufuhren 7.951.065 Sack gegen 9.017.999 Sack in derselben Periode des Vorjahres. Verkauft wurden seit dem 1. Juli 5.284.561 Sack und verschifft 7.848.249 Sack.

**Vermählung.** Ihre erfolgte Vermählung zeigen uns an Herr Alexander Zapff und Frau Martha Zapff geb. Wagner. Unsere Glückwünsche.

**Unglaublich aber wahr.** Die Kunststadt São Paulo ist auf dem Wege, eine Wunderstadt zu werden, denn heute morgen haben wir etwas gesehen, was wir nicht für möglich gehalten hätten, über das wir uns mehr wunderten als über die Erfindung des Aeroplans, der drahtlosen Telegraphie und über die sämtlichen Siege der Balkanverbündeten. Als wir heute morgen in aller Frühe die Rua Sta. Ephigenia betraten, da sahen wir — streng keine Phantasie nicht an, lieber Leser: du wirst das Wunder nicht erraten — da sahen wir, daß — diese Straße in der Nacht gekehrt worden war.

**Anleihe.** Die „Companhia Cinematographica Brasileira“ wird eine Anleihe von 600 Contos aufnehmen in Debentures zu 100 Milreis, Typ 93 und zu einem Zinsfuß von 8 Prozent, einlösbar nach fünf Jahren.

**Viehhausstellung.** Auf der zootechnischen Station „Dr. Carlos Botelho“ wird am 21. April eine Viehausstellung eröffnet werden. Die Vorarbeiten sind schon soweit vorgeschritten, daß sie bis zum festgesetzten Tage unbedingt fertig werden müssen.

**Dürre und Rost.** Nachrichten aus dem Innern melden, daß die Aussaten durch die anhaltende Trockenheit in manchen Munizipien schwer geschädigt worden sind. Auch hat Rost den Pflanzungen großen Schaden zugefügt. In manchen Munizipien ist der Reis um etwa fünf bis sieben Prozent geschädigt. Mit dem Mais steht es nicht besser. Nun, wenn die Landwirtschaft um etwa fünf bis sieben Prozent von den Aussaten durch Dürre und Rost verliert, dann kann ja der Zwischenhandel durch das Stapelsystem das übrige tun und dafür sorgen, daß nur die Hälfte der Ernte auf den Markt kommt. Dann ist die Teuerung für lange Zeit gesichert und vielen Herrschaften die Reise nach Paris oder Nizza ermöglicht.

**Eisenbahnen.** Die Mogyana-Gesellschaft wird am 30. ds. auf der Linie Jatahy-Pirajú folgende Stationen eröffnen: Domingos Villela, Francisco Maximiano, Joaquim Firmino und Silveira do Val. Diese Stationen liegen im 83., 93., 101. und 102. Kilometer der genannten Linie.

**Schule für die Polizeioffiziere.** Am Montag um sechs Uhr abend wurde der literarische wissenschaftliche Kursus für die Offiziere der Staatspolizei eröffnet. Zu der Eröffnungssitzung waren die Mitglieder der Regierung erschienen. Bei diesem An-

laß hielt der Justizsekretär, Herr Dr. Sampaio Vidal, eine Ansprache an die Offiziere.

**Eisenbahnanleihe.** Es heißt, daß die Anleihe von 6600 Contos, die die Estrada de Ferro dos Campos do Jordão aufnehmen wollte, bereits zustande gekommen sei. Der Typ ist 90 und der Zinsfuß 5 Prozent.

Die italienische Presse befaßt sich sehr ausführlich mit dem Gerücht, daß die brasilianische Bundesregierung und die paulistaner Staatsregierung den mit den italienischen Dampfergesellschaften abgeschlossenen Vertrag kündigen werden. Dieser Entschluß der zwei Regierungen gefällt den Herrschaften nicht und sie sprechen von etwas wie Wortbruch. Den Italienern ist also nichts recht zu machen. Dem Kontrakt erteilen sie nicht ihre Gutheißung und der Anhebung des Kontraktes ebenfalls nicht. Dieses sonderbare Verhalten läßt den Schluß zu, daß die Italiener selbst nicht wissen, was sie wollen und was sie für gut halten. Hoffentlich kümmern sich die zwei Regierungen nicht um das Gekreische der italienischen Blätter und tun, was im Interesse unseres Landes liegt.

Die argentinische Straße, von der wir am Montag sprachen, scheint doch gebaut zu werden, allerdings nicht von S. Xavier nach Alto Uruguay, wie es in den ersten Berichten hieß, und nicht als Fahrstraße, sondern als Eisenbahn. Der Verkehrsminister erhielt nämlich vorgestern von dem Oberstleutnant Pantoja, Kommandanten des 3. Pionier-Bataillons, folgendes Telegramm: „Cruz Alta 17. Der Chef der Kommission für die Ländereien der Kolonie Guarany, der gestern von der argentinischen Grenze zurückkehrte, teilte mir mit, daß die Argentinier S. Xavier durch eine Bahn mit Apostolo zu verbinden gedenken. Apostolo ist eine Station an der bereits im Verkehr befindlichen Bahn von S. Thomé nach Posadas. Diese offenbar strategische neue Straße verläuft in entgegengesetzter Richtung zu der Bahn, die wir selber bauen, ein Grund mehr, unsererseits den Bau zu beschleunigen. Sobald ich von dem Direktor der Kolonie Alto Uruguay die erbetenen genaueren Informationen erhalten haben werde, werde ich weiter berichten.“ Posadas liegt in der argentinischen Provinz Misiones am Paraná, der paraguayischen Villa de la Encarnacion gegenüber und an der im Bau befindlichen Bahn von Assuncion über Villa Rica und dann den Uruguay entlang bis nach Gualeguaycho, Fray Bento in Uruguay gegenüber. S. Thomé liegt an ebendieser Bahn, und zwar an der bereits fertiggestellten Streeke, am Uruguay und dem Riograndenser Städtchen S. Borja gegenüber. S. Xavier ist, wie bereits am Montag gesagt, eine Ortschaft am Uruguay, die unserer Militärkolonie Alto Uruguay gegenüber liegt. Die Stiehbahn von Apostolo aus soll also ermöglichen, auch nach Misiones hinein schnell Truppen und von dort über die Riograndenser Grenze werfen zu können. Die Bahn, die von unserer Seite von Cruz Alta nach dem Uruguay gebaut wird, soll in erster Linie die großen Ackerbaukolonien Ijuhy und Guarany in direkte Bahnverbindung mit der Küste bringen, dient allerdings gleichzeitig auch strategischen Zwecken. Da ist es ganz verständlich, daß die Argentinier eine Gegenbahn bauen, denn in Südamerika trauen sich die Nachbarn bekanntlich ebensowenig über den Weg, wie in Europa.

**Fabrikstatistik.** Nach dem Bericht des Direktors der Bundeseinnahmen an den Finanzminister existieren in Brasilien folgende Fabriken: Tabak 2.118, Getränke 1.544, Streichhölzer 30, Schuhwerk 4.542, Kerzen 11, Parfümerien 272, pharmazeutische Produkte 623, Essig 319, Konserven 291, Spiel-

karten 7, Hüte 534, Stöcke 20, Webwaren 190, Salz 834, zusammen also 11.335. Dabei ist jedoch nicht zu überschen, daß der Begriff „Fabrik“ sehr weit genommen wurde. Es wurde eine Menge von Betrieben als Fabrik angesehen, die über den Rahmen des Kleingewerbes nicht hinausgehen. Jeder Schuhmacher z. B., der Schuhwaren nicht nur auf Bestellung, sondern auch auf Vorrat arbeitet, ist, da er Konsumsteuer zahlt, als Fabrikant aufgeführt worden. Die Statistik hat also nur einen sehr relativen Wert. Der Ertrag der Konsumsteuer betrug im ganzen 37.735:021\$982, die sich auf die einzelnen Gewerbebezüge folgendermaßen verteilen: Tabak 5.697:771\$301, Getränke 6.260:402\$075, Streichhöl- 10.499:762\$500, Schuhwerk 1.825:530\$650, Kerzen 418:404\$775, Parfums 413:514\$000, pharmazeutische Produkte 601:567\$580, Essig 205:282\$770, Konserven 804:465\$610, Spielkarten 179:115\$500, Hüte 1.949:607\$800, Stöcke 3:082\$100, Webwaren . . . . . 8,876:514\$321.

Zuckerkonsum. Herr Witrock von der Firma Pohlmann & Co. in Pernambuco hat eine vergleichende Statistik über den Zuckerkonsum aufgemacht, die wir nachstehend wiedergeben. Nach der annähernden Schätzung, die wir kürzlich aufstellten (und die auch wir veröffentlichten. D. Red.), beträgt der jährliche Zuckerkonsum in Brasilien 16 Kilo pro Kopf. Es ist interessant, damit den Konsum anderer Länder zu vergleichen. Die auf Europa bezüglichen Ziffern entstammen der Statistik des Herrn Otto Licht, die auf die Vereinigten Staaten bezüglichen der Zeitschrift von Willete Gray. Sie gelten für die Ernte 1910—11.

Land	Bevölkerung	Konsum pro Kopf
Großbritannien u. Irland	45.677.000	41,58 kg
Dänemark	2.730.000	38,20 „
Schweiz	3.765.000	34,62 „
Schweden	5.490.000	26,30 „
Deutschland	63.366.000	21,73 „
Norwegen	2.393.000	20,91 „
Holland	5.860.000	20,71 „
Frankreich	39.460.000	19,43 „
Belgien	7.452.000	17,40 „
Finnland	3.050.000	14,88 „
Oesterreich-Ungarn	51.300.000	12,94 „
Rußland	131.235.000	10,20 „
Portugal	5.770.000	6,57 „
Spanien	19.800.000	6,21 „
Türkei	24.060.000	6,17 „
Rumänien	6.960.000	4,80 „
Italien	34.565.000	4,58 „
Griechenland	2.640.000	4,08 „
Bulgarien	4.329.000	3,89 „
Serbien	2.850.000	3,60 „
Ganz Europa	462.752.000	15,82 „
Vereinigte Staaten	94.818.000	35,93 „

Daraus ergibt sich, daß der Konsum in Brasilien (ca. 16 kg) ebensogroß ist, wie der Durchschnittskonsum in Europa (15,82 kg). Von den 465.752.000 Einwohnern Europas haben nur 176.193.000 einen Konsum über den Durchschnitt von 15,82 kg, während 286.559.000 weniger konsumieren. Der Durchschnitt des Konsums dieser letzten 286.559.000 Europäer beträgt nur 9,03 kg, also wenig mehr als die Hälfte des brasilianischen Konsums. Aus dieser Gegenüberstellung geht ohne weiteres hervor, daß der Zucker nicht in dem Maße ein Lebensmittel von unbedingter Notwendigkeit ist, wie andere Artikel, deren Konsum größer ist, sondern daß sein Verbrauch ohne Schaden für die Allgemeinernährung beträchtlich vermindert werden kann. Bemerkenswert ist ferner, daß nicht die Produktionsländer den stärksten Konsum zu verzeichnen haben, sondern Länder, die den Zucker importieren müssen.

Grund ist darin zu suchen, daß der Zucker dort in großem Maßstabe bei der Herstellung von Konserven, Schokolade, Bier, Fruchtsaft usw. gebraucht wird; also ist der hohe Durchschnittskonsum auf den Kopf der Bevölkerung in Großbritannien, Dänemark, der Schweiz, Schweden und Norwegen nur scheinbar. — Herr Witrock will mit seinen Ausführungen nachweisen, daß nicht der geringste Anlaß zur Aufhebung des Zuckerzolles in Brasilien besteht, und wir stimmen ihm darin vollkommen bei. Es wäre sehr interessant, wenn auch einmal eine Statistik über den Tabakkonsum aufgemacht würde. Tabak gehört ganz gewiß noch weniger zu den unentbehrlichsten Lebensmitteln als Zucker. Wir sind aber überzeugt, daß für Tabak mehr Geld auf den Kopf der Bevölkerung ausgegeben wird, als für Zucker, denn der Zigarettenkonsum ist in ganz Brasilien enorm. Und solange der Tabakkonsum noch so bedeutend ist, kann man nicht gut von einer Notlage sprechen.

Ein Rekord. Der Dampfer „Burdigala“ der Compagnie Sud-Atlantique hat einen neuen Schnelligkeitsrekord für die Fahrt von Lissabon nach Rio de Janeiro aufgestellt. Er legte die Strecke nämlich in 9½ Tagen zurück. Der Dampfer ist bekanntlich s. Z. als „Kaiser Friedrich III.“ in Hamburg für den Norddeutschen Lloyd gebaut, aber nicht abgenommen worden, weil seine Schnelligkeit den Ansprüchen des Nordamerikadienstes nicht genügt. Nichts kann unsere südamerikanische Rückständigkeit besser illustrieren als die Tatsache, daß ein Dampfer, der bereits vor acht oder zehn Jahren für Nordamerika unbrauchbar war, jetzt auf der Südamerikafahrt den Rekord schlagen kann.

### Bundeshauptstadt.

Handelsbericht. Die Unlust am hiesigen Platze ist von Tag zu Tag im Wachsen begriffen. Der Kredit ist sehr eingeschränkt worden, und die Banken bezeigen wenig Neigung, die Diskontierung zu erleichtern. Kapital, das Anlage sucht, ist nicht vorhanden, so daß an der Börse wohl ein Angebot herrscht, aber fast keine Nachfrage. Die Bundesanleihe von 1909 sank neuerdings auf 924\$000, die Apolices Geraes auf 970\$000. In Aktien der Rede Sul Mineira war einiger Umsatz zu verzeichnen. Der Kurs schwankte zwischen 80\$000 und 100\$ und die Schlußnotiz war 91\$000. Wenn die Dividende bekanntgegeben sein wird, dann ist eine Hausse in diesem Papier zu erwarten. Docas de Santos sanken auf 100\$000, Bank von Brasilien waren bei 245\$000 fest.

Der Kurs ging um 1/8 zurück. Die Bank von Brasilien setzte ihre Tabelle von 16 3/16 auf 16 1/8 herab, die übrigen Banken arbeiten mit 16 1/16 und 16 3/32. Die Konversionskasse bekam die Lage auch zu spüren, denn die Goldentnahmen waren wieder größer als die Eingänge. Die Golddepots, die am 11. März noch 397.354:960\$531 betragen hatten, sanken bis 21. März auf 396.325:562\$981.

Die Nachricht von der Anleihe von 7,5 Millionen Pfund Sterling des Staates São Paulo, die in der Presse dementiert worden war, hat sich doch bestätigt. Die Anleihe ist bei dem Bankhause Schröder & Co. in London zum Kurse von 91 oder 92 bei 5 Prozent Zinsen begeben worden. 4,5 Millionen sind zur Einlösung von Schatzwechseln der vorigen Regierung bestimmt. Auf diese Weise wird die Finanzkrise erleichtert werden, die der Staat augenblicklich durchmacht. Die von São Paulo erlangten Bedingungen sind, wenn man die allgemeine Weltlage in Betracht zieht, und die ungünstige Lage



des Kaffeemarktes berücksichtigt, ausgezeichnet zu nennen. Es lief ferner die Meldung ein, daß die Société des Banques de Province in Paris die Verpflichtung übernahm, im Juni Obligationen des Banco Agricola e Hypothecario in Bahia im Betrag von 90 Millionen Franken zu emittieren. Die Pariser Firma Louis Dreyfus & Co. hat mit dem Staate Santa Catharina einen Vertrag über den Bau einer Eisenbahn von Florianopolis nach Lage abgeschlossen. Die Emission der Hypotheken-Obligationen der Madeira-Mamore-Bahn bedeutet einen Mißerfolg, denn das Emissionshaus blieb auf etwa 85 Prozent der Titel sitzen. In London wurde mit einem Kapital von 100.000 Pfund Sterling das Rio Grandense Light and Power Syndicate gegründet, das Elektrizitätswerke in Bagé, Pelotas und anderen Städten des Südstaates betreiben will. Dem Unternehmen gehört Herr Emil Guilayn, einer der Direktoren des Banco da Provincia do Rio Grande do Sul, an.

Der Banco da Provincia do Rio Grande do Sul veröffentlichte dieser Tage seine Jahresbilanz. Die 1858 gegründete Bank hat wieder ausgezeichnete Ergebnisse erzielt. Außer der statutenmäßig zulässigen Höchstdividende von 12 Prozent wurden für den Reservefonds 1.057:968\$850 gewonnen. Der Reservefonds erreicht somit den Betrag von 7.174:636\$160. Die starken Depositeneinlagen beweisen, welchen Vertrauens sich die Bank nicht nur beim Handel, sondern auch bei den Sparern erfreut. Außer den Depositen in Kontokorrent . . . (55.915:810\$510) weist die Bilanz nämlich nicht weniger als 19.779:992\$640 an Spareinlagen auf. Der Kassensaldo belief sich auf 10.471:921\$420 und die diskontierten Wechsel betragen 10.136:922\$810.

Die Maßregeln gegen die Lebensmittel-Teuerung haben bisher noch keinen anderen Erfolg gehabt, als den Detailhandel von größeren Transaktionen abzuschrecken. Den Konsumenten sind sie nicht zugute gekommen — wie wir voraus sagten. Auf den Viehmärkten im Innern beträgt der Durchschnittspreis des Viehes nicht mehr als 150\$, teilweise noch weniger. In Tres Corações zum Beispiel wurden im Februar 10.916 Stück Rindvieh zum Gesamtpreise von 1.500:135\$ verkauft. Das sind 137\$500 pro Stück. Danach wäre es möglich, das Kilo Fleisch in Rio mit 700 Reis zu verkaufen, anstatt mit 900. Die Schuld liegt allerdings nicht bei den Fleischern, denen der Präfekt den Schaden aufbürden wollte, sondern bei den Viehhändlern und Großschlächtern.

Die Kommission von Konferenzen des Zollamtes, die der Finanzminister mit der Revision des Zolltarifs beauftragt hat, hat ihre Arbeiten beendet und dem Minister den Bericht bereits übergeben. Es wäre wünschenswert, daß der Bericht der Öffentlichkeit zugänglich gemacht würde, damit er diskutiert werden kann, ehe der Kongreß sich mit den Vorschlägen befaßt. Vorläufig weiß man nur, daß den Zollsätzen der gegenwärtig geltende Kurs von 16 d zugrunde gelegt werden soll, und nicht mehr wie bisher der längst überholte Kurs von 12 d. Das bedeutet schon eine recht ansehnliche Ermäßigung auf alle Zollsätze, und wenn sie nicht durch andere Bestimmungen wieder aufgehoben wird, so kann man wohl zufrieden sein. Und leider scheinen die Vorschläge der Kommission wirklich eine solche Aufhebung zu verlangen. Bisher wurden bekanntlich zwei Klassen von Goldprozenten erhoben, für gewisse Waren 35 Prozent, für andere 50 Prozent. Die Kommission schlägt vor, diese Differenzierung zu beseitigen und allgemein 40 Prozent zu erheben. Das sieht sich wie eine Vergünstigung an, ist es aber nicht. Denn die Waren, denen die Herabsetzung um 10 Prozent zugute kommt, machen einer

viel geringeren Teil der Einfuhr aus, als jene, die eine Erhöhung der Goldquote erleiden müßten. Und da die letzteren gerade die großen Konsumartikel sind, so würde die Neuregelung nur eine Mehrbelastung der Bevölkerung bedeuten. Die Einnahmen des Zollamtes von Rio betragen im Februar . . . . . 7.526:897\$409. Hätten nicht die differentiellen Goldquoten von 35 und 50 Prozent gegolten, sondern eine Einheitsquote von 40 Prozent, so wären nach Berechnungen, die uns vorgelegen haben, 7.865:501\$496 Reis einkommen. Das wären 338:604\$119 oder 4,5 Prozent mehr!

Der Kaffeemarkt ist vollständig lustlos. Die Preise sinken von Tag zu Tag in erschreckender Weise. Man sehe sich nur einmal die Notierungen vom 1. Januar und die vom 20. März an!

R 11\$800 — 9\$500, New Nork 13,53 — 11,21, Havre 84,25 — 71,25, Hamburg 68,50 — 58,00, London 61/6 — 51/6.

Der Preissturz war zu brüsk, als daß eine Reaktion ausbleiben könnte, und diese wird zweifellos eintreten, sobald die Ernteresultate mit mehr Sicherheit zu übersehen sein werden. Vorläufig schwanken die Schätzungen noch immer zwischen 16 Millionen Sack (9 Millionen São Paulo, 3 Millionen Rio, 4 Millionen die übrigen Länder) und 19 Millionen Sack (11 Millionen São Paulo, 3,5 Millionen Rio und 4,5 Millionen die übrigen Länder). Wahrscheinlich wird auch hier die „mittlere Linie“ das Richtige treffen.

Auch der Zuckermarkt war der Gegenstand lebhafter Diskussionen, da sich Haussiers und Baissiers heftig bekämpfen. Die Haussegruppe wird repräsentiert durch die Fabrikanten und Großlagerhalter, die den Zucker zurückhalten, um Preiserhöhungen zu erzwingen. In Campos z. B. lagern in den Arnazens Geraes noch 20.000 Sack Kristallzucker in Erwartung höherer Preise; und in Pernambuco weigert sich die Vereinigung, diese Qualität nach Rio zu verkaufen. Sie kauft vielmehr nach Möglichkeit alle Ware auf und lagert sie ein. Die Baissiers ihrerseits gehen soweit, daß sie Kristallzucker mit Verlust an die Raffinerien verkaufen, um Preissteigerungen zu verhindern und ihre Termingeschäfte mit möglichst geringem Verlust zu liquidieren. Der Preis für Kristall bewegt sich zwischen 450 und 500 Reis. Es ist ebenso möglich, daß er bis Ende des Monats noch weiter steigt, wie daß er plötzlich auf 400 Reis sinkt. In den letzten 14 Tagen waren folgende Zufuhren von Zucker zu verzeichnen: aus Pernambuco 29.108 Sack, aus Sergipe 15.418 Sack, aus Campos 11.603 Sack, aus Maccio 7081 Sack, von anderer Herkunft 14 Sack, zusammen 62.221 Sack. Die Lager verließen 76.628 Sack, so daß ein Bestand von 284.911 Sack verblieb.

Die Wohnungsnot. Schon mehrfach haben wir hervorgehoben, daß das Grundproblem, das gelöst werden muß, wenn das Unbehagen der großstädtischen Bevölkerung beseitigt werden soll, nicht in der Herabsetzung der Preise einiger Lebensmittel um 20 oder 50 oder sogar 100 Reis besteht, sondern in der Beseitigung der Wohnungsnot. Die Wohnungsnot, die sowohl in Rio de Janeiro und Niteroy, als auch in São Paulo und Santos zu konstatieren ist, ist zweifacher Natur: es fehlt einerseits direkt an Wohnungen, und andererseits sind die Preise fabelhaft hoch. In Europa und auch im Innern Brasiliens kann der Familienvater die Zukunft seiner Angehörigen sicherstellen, indem er eine Lebensversicherung eingicht. In unseren Großstädten aber muß sein erstes Sinnen und Trachten darauf gerichtet sein, ihnen ein Haus zu bauen oder zu kaufen, denn andernfalls kann er nicht die Beruhigung erlangen, daß seine Familie nach seinem Tode vor Not und Entbehrung geschützt ist. Schon diese Tat-

sache zeigt deutlich das Ungesunde des Zustandes. Rio wächst von Tag zu Tag, Hügel werden abgetragen und die Berge der Umgebung bebaut. Trotzdem steigt der Preis der Terrains, der Baumaterialien, der Mieten fortwährend. Viele Familien, die durch den gesellschaftlichen Zwang genötigt sind, bessere Häuser zu bewohnen, sind dazu nur in der Lage, indem sie die besten Zimmer abvermieten. So drängen sich Unbekannte, Fremde in ihr Leben und stören das Behagen des häuslichen Herdes. Viele Familienhäuser werden auf diese Weise geradezu in Hotels umgewandelt. Wird dadurch den Familien das Behagen geraubt, so fühlen sich die Aftermieter nicht wohler, denn sie müssen so hohe Mieten zahlen, daß ihnen von ihrem Gehalt wenig übrigbleibt. Ein unmöbliertes Zimmer in einem anständigen Hause kostet nicht weniger als 60 Milreis, möbliert ist es nicht unter 80 bis 100 Milreis zu haben. Das ist die Hälfte des Gehaltes, das ein gewöhnlicher kaufmännischer Angestellter verdient, und oft noch mehr. In den Vororten und auch schon in den entfernteren Stadtteilen kann man natürlich billiger wohnen, aber die Ersparnisse werden durch den Zeitverlust und das Fahrgeld meist wieder aufgewogen. In der inneren Stadt kann man Zimmer ohne Licht und Luft für 30 bis 50 Milreis mieten, aber natürlich auf Kosten der Gesundheit. Viele Kaufleute und Studenten helfen sich, indem sie zu dritt und viert einen großen Saal mieten und eine „Republik“ einrichten. Das ist billiger als das Alleinwohnen, meist auch lustiger, gewöhnlich aber recht primitiv. Einigermaßen komfortabel kann der Junggeselle in Rio überhaupt nicht unter 120 bis 150 Milreis wohnen. Wieviele aber können das anlegen? Ueber die Preise der Arbeiterwohnungen haben wir schon öfters berichtet. Die Arbeiterfamilie, die für 30 bis 50 Milreis in einer Mietskaserne ein Zimmer mieten muß, ist wahrhaftig übel daran, zumal wenn der Mann nur 70 oder 80 Milreis verdient, was bekanntlich sehr häufig der Fall ist. Denn da bleibt für den eigentlichen Lebensunterhalt verflucht wenig übrig. Aber gerade diese Zahlen zeigen deutlich, daß das Grundübel nicht im Preise für Reis oder Bohnen oder Fleisch zu suchen ist, sondern in der Wohnungsnot. Wo die Hälfte des Verdienstes und mehr für eine meist recht unzulängliche, allzu oft ungesunde Unterkunft aufgewandt werden muß, da müssen alle anderen Probleme hinter diesem einen zurücktreten.

Gegen die Teuerung hat der bekannte Bundesdeputierte Dr. Nicanor do Nascimento ein Gesetzesprojekt in petto. Dieses Gesetz hat sechs Artikel und diese lauten wie folgt:

Art. 1. Die Regierung wird autorisiert im Falle einer Notlage die Einfuhrzölle auf Lebensmittel bis auf Null zu reduzieren.

Art. 2. Die Regierung wird autorisiert, für die Lebensmittelbeförderung die Frachten der Zentralbahn auf 50 Prozent zu ermäßigen.

Art. 3. Die Regierung wird autorisiert, die den Trusts und Kartellen gehörende Marktware anzugreifen und sie meistbietend zu verkaufen und zwar in solchen Mengen, daß Private Einkäufe machen können. Nach dem Abzug der Ausgaben wird der Erlös dem Eigentümer ausgehändigt.

Art. 4. Alle Mitglieder eines Trusts oder Kartells sind einer Strafe von sechs bis zwölf Monaten Gefängnis unterworfen und einer Geldstrafe, die 25 Prozent des Wertes der angehäuften Waren entspricht.

Art. 5. Die Regierung wird ermächtigt werden, für die Zentralbahn das notwendige Material zu erwerben, damit diese Eisenbahn den Verkehr regeln kann. Die Regierung hat die dazu nötigen Kredite zu eröffnen.

Art. 6. Die Regierung ist ermächtigt, den Lloyd nach dem Muster des Lloyd Bremen zu reorganisieren.

Wir glauben nicht daran, daß Herr Nicanor do Nascimento selbst an die Annahme dieses Gesetzes glaubt. Bis es eingebracht werden kann, wird die Begeisterung schon verraucht sein und Nicanor wird das Projekt in seinem Schubfach vergessen. Den Ruhm, für die Interessen des Volkes eingetreten zu sein, wird er aber für sich beanspruchen können, und da er gerade den Bundesdistrikt in der Kammer vertritt, so kann ihm die frühzeitige Bekanntgabe des Gesetzes noch manches Mal nützlich sein.

Interessant ist das Telegramm, daß der Staatspräsident von Rio Grande do Sul, Dr. Borges de Medeiros an den Finanzminister in der Teuerungsan gelegenheit gerichtet hat und das jetzt in dem ganzen Wortlaut uns vorliegt:

„Als gesetzlicher Vertreter der wirtschaftlichen Interessen des Staates Rio Grande do Sul, gebe ich einem Appell der staaterhaltenden Klassen, wozu ich die Xarqueadores, Fazendeiros und Reisplantagenbesitzer zählen darf, gerne nach und ersuche Sie, ihre weise Fürsorge einer wichtigen Angelegenheit angedeihen zu lassen. Hier eingegangene Depeschen berichten, die Bundesregierung trage sich, um die Lebensmittelteuerung zu vermindern, mit dem Gedanken, die Einfuhrzölle auf Dörrfleisch und Reis herabzusetzen oder gar ganz aufzuheben. Eine solche Maßregel müßte, abgesehen, daß sie in Interessentenkreisen große Aufregung hervorzurufen geeignet ist, auch die Staatsinteressen in empfindlicher Weise schädigen und hier eine schwere Krise hervorrufen. In der gegenwärtigen vorgerückten Schlachtsaison sind alle geschäftlichen Abschlüsse im Vertrauen auf die bestehenden Zollgesetze gemacht worden, eine Ringbildung zur künstlichen Preisbildung gibt es in Rio Grande do Sul nicht und ist es darum nicht angängig hier gesetzliche Maßnahmen erwähnter Art, die unter anderen Umständen ratsam sein dürften, zu treffen. Eine Herabsetzung der Zölle würde nur, unter Schädigung der heimischen Produktion, die gleichgearteten Interessen der La Plata-Staaten begünstigen, während es doch andere Mittel gäbe, durch die eine Verbilligung der Lebensmittel herbeigeführt werden könnte. In dieser Voraussetzung bitte ich um Berücksichtigung meiner berechtigten Vorstellung, damit der verhängnisvolle Ruin, von dem die Produzentenkreise bedroht sind, vermieden werde.“

Dieses Telegramm weckt in uns drei Erinnerungen. Erstens, daß Borges de Medeiros, wenn nicht der größte, so einer der größten Reisbauer im Staate Rio Grande do Sul ist; zweitens, daß die rio-grandenser Staatsregierung die größte Schuld daran trägt, daß in unserem Süden das Dörrfleisch teurer produziert als in den La Plata-Staaten und drittens, daß dieselbe Staatsregierung vor andert-halb Jahren durch ihren Vertrauensmann Dr. Nabuco de Gouvêa die Herabsetzung des Zolles auf ausländisches Salz in der Kammer beantragen ließ, obwohl Rio Grande do Norte dagegen Einspruch erhob. Dagegen, daß Borges de Medeiros als Reisbauer seine Interessen wahr, ist nichts einzuwenden, denn das tut ja jeder Mensch, und schließlich sind ja seine Interessen in dieser Frage auch mit denen anderer Plantagenbesitzer identisch, sodaß er, für sich selbst sprechend, zugleich auch für andere spricht. Anders verhält es sich mit der Frage der Dörrfleischproduktion. Das Vieh gedeiht in Rio Grande nicht so gut wie in Uruguay, aber doch noch immerhin gut genug, um eine große Klasse von Estancieiros ohne ernste Arbeit reichlich zu ernähren. Es wäre nun im Interesse des Staates Rio Gran-

de do Sul gelegen, dafür zu sorgen, daß möglichst viel Vieh aus Uruguay nach Livramento und nach Quarahy kommt, damit die dortigen Dörrfleischfabriken viel beschäftigt werden und viel Xarque auf den Markt bringen können. Trotzallem hat Pinheiro Machado, der selber Viehzüchter ist und seine Rinder teuer verkaufen will, dem Zoll auf uruguayisches Vieh einführen lassen und deshalb haben die riograndenser Dörrfleischfabriken, die doch schließlich dieselbe Protektion verdienten wie die Züchtmittel großen Schwierigkeiten zu kämpfen und nur ein teures Produkt auf den Markt bringen können. Bestände nicht der Viehzoll, dann könnten die riograndenser Estancieros nicht alle Söhne Bachareis werden lassen und ihre Hauseinrichtung aus dem Auslande beziehen, aber es ginge ihnen doch noch leidlich gut. Die Dörrfleischfabriken würden aber eine billigere Ware auf den Markt bringen und doch noch mehr verdienen, als es jetzt der Fall ist. Daß die Dörrfleischfabriken, nachdem sie teures Vieh eingekauft haben, nicht billig verkaufen und deshalb die Abschaffung des Fleischzolles nicht vertragen können, das steht auf einem anderen Blatte und hat nur für den Augenblick Giltigkeit. Nach der gegenwärtigen Schlachtsaison sollte man den Viehzoll aufheben, dann brauchte man nächstes Jahr an die Aufhebung des Fleischzolles nicht mehr zu denken.

Die Straßenbahnwagen der Jardim Botânico-Linien waren nichts weniger als modern und entsprachen weder dem Publikum von Cattete, Botafogo, Laranjeiras und Copacabana, noch den Fahrpreisen in irgendeiner Weise. Sie stießen, weil sie einen zu leichten Unterbau hatten, entsetzlich, die Sitze waren unbequem und nebenbei waren sie auch zu klein, als daß sie den Bedürfnissen des stetig wachsenden Verkehrs genügen konnten. Seit einigen Wochen sind von der jetzigen Besitzerin der Companhia Jardim Botânico, der Light and Power, neue Wagen eingestellt worden, entsprechend denen, die auf den großen Linien der Light verkehren. Aber der Annehmlichkeit dieser neuen Wagen wurden die Bewohner von Copacabana, Ipanema und Leme bislang noch nicht teilhaftig, was große Unzufriedenheit erregt hat. Wie die Light and Power mitteilt, werden auch auf diesen Linien neue Wagen eingestellt werden. Es war jedoch nicht möglich, all das neue Material auf einmal heranzubringen, und die Gesellschaft war der gewiß richtigen Ansicht, daß es zweckmäßiger sei, wenigstens einige Linien schon jetzt der Verbesserung teilhaftig werden zu lassen.

Tarifermäßigung auf der Zentralbahn. Der Direktor der Zentralbahn, Dr. Paulo de Frontin, hat bereits die Bekanntgebung erlassen, daß für die Lebensmittel die Fraechten auf der Bahn um sechzig Prozent ermäßigt worden sind. Diese Ermäßigung gilt für alle Lebensmittel, die aus dem Innern nach Rio de Janeiro befördert werden.

Companhia de Bancos Populares do Brasil. Die neue Institution hat ein nominelles Aktienkapital von 5000 Contos, von dem zunächst 1000 Contos eingezahlt werden sollen. Das Kapital ist in Aktien von 20\$000 geteilt. In dem Prospekt, in dem die Inkorporatoren Dr. Manoel de Freitas Paranhos und Alberto Farani zur Zeichnung von Aktien eingeladen, werden als Zweck der Companhia de Bancos Populares do Brasil angegeben: 1. Einrichtung von Volksbanken mit Spareinlagen von 10\$000 bis 10 Contos und Zinsen bis zu  $4\frac{1}{2}$  Prozent; 2. Diskontierung von Titeln bis zu 10 Contos, Kauttionen, Hypotheken und andere bankmäßige Geschäfte; 3. Einrichtung einer Pfandleihanstalt mit 12 Prozent jährlicher Zinsen und Bevorschussung bis zu 60 Pro-

zent des Taxwertes; 4. Terrainabteilung, die den Grundbesitzern bis zu 20 Contos zum Bau von Häusern herleiht, bei 9 Prozent Zinsen und 10 Prozent Amortisation im Jahre; 5. Einrichtung von Konsumgenossenschaften für ihre Aktionäre und Spareinleger; 6. Ausstellung von Wechseln auf das Ausland unter Berechnung der Spesen; 7. Ausstellung von Bürgschaften für alle möglichen Zwecke bis zum Wert der Aktien oder Depots des Betreffenden. 50.000 Aktien zu 20\$000 sind bei der London and Brazilian Bank zur Zeichnung aufgelegt.

Billigen Osterwein wollte sich João Alves aus der Rua Dous de Fevereiro 59 in Engenho de Dentro verschaffen. Geld hatte er nicht, wohl aber Durst. So telephonierte er an die Firma Ferreira Cabral & Co. in der Rua do Aere 116 im Namen seines früheren Chefs, des Kolonialwarenhändlers Affonso Ferreira Martins Adegas aus der Rua Senador Pompeu 80, um schleunige Uebersendung von 2 Kisten Portwein. Sein Plan war, die Träger unterwegs abzufassen und ihnen den Wein unter irgend einem Vorwande abzuluchsen. Ferreira Cabral & Co. sandten wirklich den Wein auch ab. Hinterher kamen ihnen jedoch Bedenken, weshalb sie an den angeblichen Besteller telephonierten. Als so der Schwindel aufgedeckt wurde, sandten sie schleunigst einen Angestellten hinter den beiden Trägern her, der sie in der Rua Marechal Floriano Peixoto in Unterhandlung mit João Alves antraf. Es gelang, den Schlaumeier zu verhaften. Nun wird er zu Ostern keinen Wein, nicht einmal Bier, sondern nur Wasser trinken.

König Georg von Griechenland. Der Bundespräsident sandte dem König Konstantin von Griechenland ein Beileidstelegramm wegen der Ermordung des Königs Georg und ließ die Gesandten in London, Kopenhagen und Christiania anweisen, den Königen von England, Dänemark und Norwegen und der Königin-Witwe Alexandra das Beileid der brasilianischen Regierung auszudrücken. Die Kaiserin-Witwe von Rußland, den Zaren und den deutschen Kaiser (dessen Schwester König Georgs Schwiegertochter und König Konstantins Gemahlin ist) scheinen die fürs „Protokoll“ Verantwortlichen vergessen zu haben.

Große Neuigkeit. Der Finanzminister empfing am Donnerstag die Kommission zur Revision des Zolltarifs, die ihm mitteilte, daß ein Ring von Aufkäufern bestehe, die von den Versteigerungen abandonierter Zollgüter die Kauflustigen systematisch abzudrängen wisse und dann die Güter um ein Spottgeld kaufen. Die Kommission scheint dem Minister damit eine große Neuigkeit verkündet zu haben, denn Herr Francisco Salles will die Frage studieren und auf Maßregeln zur Abhilfe sinnen. Anderen Leuten ist die Existenz dieses Ringes seit Urzeiten bekannt, nur die Behörden scheinen immer nichts davon zu wissen, daß der Fiskus bei den Versteigerungen alljährlich um Hunderte von Contos geschädigt wird.

Ein verbrecherischer Arzt. Die Theater- und Variétéchoristinnen sollen bekanntlich nicht immer ein nomenhaftes Leben führen, und daß ihnen infolgedessen zuweilen ein „kleiner Unfall“ passiert ist begreiflich. Auch die Choristin Odilia da Conceição vom Apollotheater war vor etwa einem Monat nicht wenig bestürzt, als etwas, worauf sie rechnete, sich nicht einstellte, sondern statt dessen Uebelkeit und Erbrechen. Sie begab sich zu dem Arzt Dr. Octavio de Andrade, der ihre Befürchtungen bestätigte, ihr zugleich aber anbot, einen Abortus herbeizuführen. Die Choristin ging darauf ein, aber der Arzt scheint bei der Operation nicht glücklich gewesen zu sein oder das Mädchen hat sich vernach-

lässigt: kurzum, es stellten sich schwere Folgeerscheinungen ein, die Odilia veranlaßten, einen anderen Arzt, den Dr. Bustamante zu Rate zu ziehen. Da die Abtreibung nach dem Gesetze des Landes ein schweres Verbrechen darstellt, so erstattete Dr. Bustamante der Polizei Anzeige. Diese sucht nun den unglücklichen Operateur, hat ihn aber bis jetzt nicht finden können, sondern den Bescheid erhalten, er lasse sich entschuldigen er sei zu Schiff nach Portugal. Dorthin wird sie ihm wohl keinen Steckbrief nachsenden, denn soviel ist die Sache wirklich nicht wert. Im Grunde genommen handelt es sich doch um eine Privatangelegenheit, in die der Gesetzgeber und die Polizei sich heute nicht mehr mischen sollten. Wer nicht aus moralischen Gründen die Abtreibung verwirft, dem sollte man sie auch nicht verbieten wollen, denn ausgeführt wird sie doch.

Einen vernünftigen Versuch, der Bevölkerung der Bundeshauptstadt Lebensmittel zu billigeren Preisen und sich selbst zu besseren Einnahmen für ihre Produkte zu verhelfen, wollen die in den landwirtschaftlichen Genossenschaften Süd-Catharinas vereinigten Bauern machen. Wie der Wanderlehrer Dr. Tullo Cavallazzi dem Landwirtschaftsminister mitteilte, können diese Landwirte demnächst 290.000 Kilo Schmalz, 70.000 Kilo gepökelttes Schweinefleisch, 4000 Sack Bohnen, 20.000 Sack Reis und 500.000 Liter Wein liefern. Sie wollen diese Produkte nicht an den Zwischenhandel abgeben, sondern durch das Museu Commercial an den Leilões Geraes in der Hauptmarkthalle verkaufen lassen. Wenn diese Quantitäten auf einmal auf den Markt geworfen werden, dann müssen sie allerdings ein Sinken der Preise bewirken, es sei denn, daß an der Aufrechterhaltung der Preise interessierte Großhändler mitbieten lassen. Andererseits laufen die Bauern auch Gefahr, daß die Preise allzusehr gedrückt werden, wenn der Markt keine Neigung zeigt, die Zufuhr auf einmal aufzunehmen. Diese beiden Klippen zu vermeiden wird Aufgabe des Museu Commercial sein, dem natürlich ebensowenig daran liegt, den Bauern einen zu niedrigen Versteigerungserlös zu übermitteln, wie den Zweck der Leilões Geraes durch die Machenschaften einiger Spekulanten vereitelt zu sehen. Jedenfalls ist es wünschenswert, daß ein Versuch in grossem Maßstabe einmal gemacht wird. Glückt es, so werden die Leilões Geraes sicherlich auch aus anderen Produktionsgebieten größere Quantitäten landwirtschaftlicher Erzeugnisse zugehen, als es bisher der Fall war.

Jansen Müller über den Zoll. Herr Jansen Müller, der unter der Regierung Campos Salles als „Schrecken der Zolldefraudanten“ zu einer grossen Berühmtheit gelangte und der ohne Frage als der beste Kenner unserer unendlich komplizierten Zollpolitik angesehen werden muß, weil seit einiger Zeit in Europa, wo er in den verschiedensten Ländern die Zollverhältnisse studiert. Gegenwärtig weilt er in Frankreich und dort ist er von dem Korrespondenten des „Jornal do Commercio“ über seine Beobachtungen interviewt worden. Was er da sagt, ist nicht gerade eine Anerkennung unserer Zollweisheit. Herr Jansen Müller hat festgestellt, daß in Holland der Zoll in der Regel nur 5 Prozent des Warenwertes beträgt. In Belgien schwankt der Zoll zwischen 10 und 15 Prozent ad valorem. Deutschland und Frankreich belasten die Artikel, die den Fabrikaten der eigenen Industrie Konkurrenz machen, mit 15 und 30 Prozent. Brasilien hat aber Zölle, die 50, 100, 120 und 200 Prozent des Warenwertes ausmachen. Herr Jansen Müller wird einen ausführlichen Bericht ausarbeiten und ihm dem Finanzminister vorlegen.

— In den nächsten Tagen begibt sich Herr Jansen Müller nach Hamburg, wo er den Einfuhrhandel des Freihafens studieren will, und im Mai wird er in Paris dem internationalen Zollkongreß beiwohnen. — Wenn Kenntnisse und Fähigkeiten hier besser anerkannt würden, dann hätte Herr Jansen Müller schon längst den Auftrag erhalten, den Zoll zu reformieren.

Flachsbaubau. Die Weberei Companhia Tecidos Sapoperba bei Rio sucht den Flachsbaubau in Paraná zu fördern, um das nötige Rohmaterial für ihre Spinnerei im Inlande zu erhalten. Sie hat sich bereit erklärt, den Landwirten jenes Staates jede gewünschte Menge von Leinsamen durch Vermittlung der Kaufmännischen Vereinigung von Curitiba unentgeltlich zu liefern und für das Kilo Flachs 18000 zu zahlen. Da der Flachs auf dem Hochlande von Parana ausgezeichnet gedeiht, so ist zu erwarten, daß recht viele Landwirte von dem vorteilhaften Anerbieten Gebrauch machen und daß die Fabrik das erwünschte Rohmaterial erhält. Daß der Weg gangbar ist, beweisen die Erfahrungen, die Herr Konsul Franz Müller in Villa Americana gemacht hat. Er hat den Landwirten der Umgegend Baumwollsaamen geliefert und sich verpflichtet, ihnen das Produkt zu einem gewissen Preise abzunehmen. Heute ist die Weberei Carioba in der Lage, den größten Teil ihres Baumwollbedarfs in der Gegend selbst zu decken.

In Ipanema ertrunken ist ein Angestellter der bekannten Firma Arp & Co. in der Rua do Ovidor, Herr Alvaro Gonçalves. Er wohnte mit Frau und drei Kindern im Hause des Herrn Antonio Ferreira Gomes an der Praia 20 de Novembro 80 in Ipanema und pflegte jeden Morgen in Gemeinschaft mit Herrn Gomes zu baden. Auch am Sonnabend gingen die beiden Herren ins Meer, das ziemlich bewegt war. Plötzlich warf eine starke Welle sie um und trug sie fort. Herr Gomes, der ein guter Schwimmer ist, vermochte sich mit Mühe zu retten. Herr Gonçalves aber wurde erst nach einiger Zeit bewußtlos an den Strand geschleudert. Die Unfallstation, die inzwischen avisiert worden war, entsandte ein Ambulanzauto, das den Bewußtlosen merkwürdiger Weise erst nach der Station brachte, anstatt ihm an Ort und Stelle Hilfe zugehen zu lassen. Ehe in der Station die ärztliche Behandlung in Angriff genommen wurde, verstarb Herr Gonçalves. Es ist sehr leicht möglich, daß er noch hätte gerettet werden können, wenn gleich am Strande Versuche gemacht worden wären, die Atmung wieder in Gang zu bringen. Jedenfalls verdient dieses System unseres sonst so ausgezeichneten öffentlichen Hilfsdienstes ernste Aufmerksamkeit seitens der zuständigen Behörde und im Bedarfsfalle schnelle Aenderung. Der Firma Arp & Co. sprechen wir unser Beileid zum Verlust ihres Mitarbeiters aus.

Die Schlachtschiffe „S. Paulo“ und „Minas Geraes“ sollen in der ersten Hälfte des April wieder einmal in Bewegung gesetzt werden. Sie sollen in dem friedlichen Ententeich an der Ilha Grande im Geschwaderverband üben.

Vergeb'ne Liebesmüh'. Die Regierung hat die Frachtsätze für Lebensmittel auf der Zentralbahn und der Oeste de Minas um 60 Prozent herabgesetzt. Wir sagten bereits, daß die Ermäßigung nicht den geringsten Einfluß auf die Detailpreise haben kann, sondern nur die Zwischengewinne vergrößert und die Bundeseinnahmen verkleinert. Außerdem lasten auf den Gütern viel schwerer die staatlichen Ausfuhrzölle als die Frachten. Hier ein Beispiel! Drei Körbe mit Hühnern kosteten früher von Barra Mansa nach Rio 900 Reis Fracht, jetzt

nach der 60prozentigen Ermäßigung nur noch 360 Reis, also 540 Reis weniger. Auf einzelne Huhn kommt eine Ermäßigung von nicht ganz zwanzig Reis. Was kann davon der Konsument für einen Vorteil haben? Diese selben Hühner aber, die jetzt für 360 Reis befördert werden, zahlen an den Staat Rio einen Ausfuhrzoll von 5\$600, oder 200 Reis pro Stück. Wenn diese Abgabe fortbliebe, dann allerdings könnte der Verkaufspreis der Hühner ermäßigt werden. Und warum fällt sie nicht fort? Die Bundesverfassung verbietet bekanntlich die zwischenstaatlichen Abgaben, das Oberste Bundesgericht hat sie schon wiederholt als verfassungswidrig bezeichnet, aber trotzdem werden sie in Süd und Nord lustig weiter erhoben. Wenn es der Bundesregierung wirklich ernst wäre mit ihren Maßregeln zur Linderung der Teuerung, dann sollte sie doch zunächst einmal mit den horrenden Aufschlägen auf die Preise aufräumen, die durch die verfassungswidrigen Ausfuhrzölle im Inlandverkehr verursacht werden. Das wäre ganz gewiß nicht die Lösung des Problems — die gibt es unseres Erachtens überhaupt nicht, da in der ganzen Welt eine Teuerung herrscht — aber doch eine annehmbare Verbilligung. Oder hat die Regierung vielleicht Angst vor den Einzelstaaten??

Die Protestversammlungen arten immer mehr in wüste Hetzereien gegen die bestehende Gesellschaftsordnung aus. Bei dem Meeting auf der Praça da Harmonia, das übrigens recht schwach besucht war — das Volk hat die Sache schon satt und wendet sein Interesse anderen Dingen zu — hetzten alle Redner heftig gegen unser soziales System, gegen die Regierung usw. Wir haben von Anfang an vorausgesagt, daß es dahin kommen werde.

Der Bundespräsident hatte den schlechten Einfall, sich wieder einmal über die Teuerung interviewen zu lassen. Man muß annehmen, daß der General Pinheiro Machado entweder selbst ebensowenig von all diesen Dingen versteht, oder aber daß er Wert darauf legt, seinen Platzhalter bloßzustellen. Denn sonst hätte er dem Marschall Hermes schon längst den Mund verbieten müssen. Der Eindruck, den dieses um die Dinge Herumreden macht, ist zu kläglich. „Niemand, so sagte Herr Hermes da Fonseca, ist an der Lösung dieser Frage mehr interessiert, als ich selbst. Sie müssen verstehen, daß am Ende meiner politischen Laufbahn (Ende? 20 Monate vor dem Regierungswechsel) keine andere Absicht mich beseelen kann, als diesen Palast mit der Liebe und Achtung des Volkes zu verlassen, das mich hierher sandte. Wenn das Volk klagt, so ist es ganz selbstverständlich, daß ich alles tue, um Abhilfe zu schaffen. Die Frage ist aber nicht so leicht zu lösen, da viele Interessen auf dem Spiele stehen und viele Probleme zu studieren sind, um eine gerechte und billige Lösung herbeizuführen. Immerhin hat die Regierung durch die Minister der Landwirtschaft, des Verkehrs und der Finanzen Maßregeln getroffen, die viel zur endlichen Lösung beitragen (?) und beitragen werden. Auch der Präfekt des Bundesdistriktes hat Maßregeln getroffen, die zweifellos dem Volke zugute kommen. Ein so umfassendes Problem läßt sich natürlich nicht von heute auf morgen lösen. Die bisherigen Maßnahmen sind zwar sehr wichtig (?), aber sie sind erst der Anfang des Planes, nach dem ich die Teuerung bekämpfen will. Die Regierung studiert andere Maßregeln, die das angefangene Werk vervollständigen sollen. Mein größter Wunsch ist, der gegenwärtigen Teuerung ein Ende zu machen. Ich bin durchaus überzeugt, daß ich es mit den von der Regierung getroffenen und noch zu treffenden Maßnahmen erreichen werde.“ Als

wir das lasen, fiel uns unwillkürlich der schöne Vers ein: „Auf dem Dache sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß.“ Das Oberhaupt der Republik scheint sich über die Tragweite der von seiner Regierung getroffenen Maßnahmen und über die Art derer, die sie noch zu treffen gedenkt, nichts weniger als klar zu sein. Reizend sind auch ein paar Sätze aus den Äußerungen, die der Marschall über die Wohnungsfrage tat: „Die Lage der Arbeiterschaft ist die ernstlichste Sorge meiner Regierung. Ein Staatsoberhaupt muß den Wünschen des Volkes stets entgegenkommen, und ich habe mich stets bemüht, diese Bürgerpflicht zu erfüllen, die auch einem natürlichen Gefühl meines Herzens entspricht. Die Arbeiter, diese furchtlosen Streiter, leiden am meisten und sind am meisten unterdrückt (spricht da Bebel oder Hermes da Fonseca, Staatsoberhaupt?). Es ist daher gerecht, daß wir ihnen all unsere humanitären Gefühle zuwenden. Die Regierung muß den arbeitenden Klassen Wohlbehagen verschaffen. Der brasilianische Arbeiter ist gut, ist edel, und unsere Pflicht ist, ihm das Glück zu geben, das er verdient. Gemäß dieser meiner Anschauungsweise wird der Bau der Arbeiter-Wohnkolonie zu Ende geführt, die ich für einen riesenhaften Schritt zur Lösung des schwierigen Wohnproblems halte. (N. B. Angeordnet und begonnen hat den Bau Herr Nilo Peçanha!) Es wird dort eine Mustermarkthalle geben, wo die Lebensmittel so billig wie möglich verkauft werden. Auch Kaufläden wird es geben, aber die Inhaber werden nur mit 10 Prozent Nutzen verkaufen dürfen. (!?) Es wird Kinderkrippen, Bibliotheken und Schulen geben. Ich bin überzeugt, daß in den Arbeiter-Wohnkolonien ein immerwährendes Glück herrschen wird. (Gewiß, der reinste Himmel auf Erden!) Sie sehen, daß ich etwas getan habe und noch etwas zu tun hoffe zum Wohle des Volkes, das mich gewählt hat und aus dem ich hervorgegangen bin.“ — Die Vollendung eines vom Vorgänger begonnenen Werkes als einziger Ruhmestitel: bescheiden ist der Marschall schon, das muß man sagen!

Der Präsident und die Presse. Am Sonntag und Montag zirkulierte in Rio de Janeiro das Gerücht, daß der Bundespräsident einen Chefredakteur verhaften lassen und seine Zeitung verbieten wolle. Es hieß, daß der Marschall mit dem Minister des Innern und dem Polizeichef eine Unterredung gehabt habe und zwar über die Angriffe, welchen er in der letzten Zeit ausgesetzt gewesen. Der Präsident fühle sich durch die Karrikaturen und die Kritik der Zeitungen beleidigt und wolle der Sache mit Gewalt ein Ende machen. Er sei so aufgeregt gewesen, daß es dem Minister des Innern große Mühe gekostet habe, ihn zu beruhigen. — Was an diesem Gerücht Wahres ist, kann nicht so leicht festgestellt werden, aber möglich ist es, daß der Bundespräsident sich über die Angriffe ärgert, die alle Tage in Wort und Bild gegen ihn gerichtet werden, und ebenso möglich ist es, daß er, für den die Verfassung immer ein toter Buchstabe gewesen, daran denkt, die Zeitungen durch einen Gewaltakt einzuschüchtern. Dieses würde ihm aber nicht so leicht gelingen, denn er kann nicht alle Zeitungen vernichten und die Blätter sind mindestens darin einig, daß die Preßfreiheit respektiert werden müsse. Würde ein Blatt verboten, dann wäre dadurch ein anderes, das jetzt vielleicht noch mit der Regierung geht, in einen Feind verwandelt. Mit Gewalt erreicht der Bundespräsident gegen die Presse nichts; wenn er sich beleidigt fühlt, dann bleibt ihm nichts anderes übrig, als den Klageweg zu beschreiten.

Schulbau-Sammlung. Als in São Paulo der Verein Schulbaustiftung gegründet worden war und die Sammlung überraschende Resultate ergab, da schrieben wir einmal, daß der Verein auch nachdem er die nötigen Fonds zum Bau der deutschen Vereinsschule in São Paulo zusammengebracht habe, noch eine große und segensreiche Wirksamkeit entfalten könne, indem er Sammlungen für den Bau von Schulen für die kleineren deutschen Kolonien im Innern des Staates in die Wege leite. Mit dem zwanzigsten oder dreißigsten Teil der für São Paulo nötigen Summe lasse sich im Innern schon eine ganz ausreichende Schule bauen. An das, was wir damals schrieben, wurden wir erinnert, als uns Hr. Pastor Bliedner in Juiz de Fora mit der Bitte um Veröffentlichung einen Aufruf zusandte, in dem um Mittel für den Bau einer deutschen Schule in João Pinheiro gebeten wird. João Pinheiro ist eine vor vier Jahren angelegte Bundeskolonie im Innern von Minas, zwischen Bello Horizonte und Pirapora in gesunder Kamplandschaft gelegen. Es wohnen gegenwärtig 60 bis 70 deutschredende Familien da, die noch steten Zuzug erhalten, da die Kolonie zukunftsreich ist. Die Ansiedler müssen zwar meist noch hart um ihr Dasein ringen, aber sie bleiben, denn die Aussichten auf späteres Vorwärtskommen sind gut. Manche sind schon 4 Jahre ansässig, seit Gründung der Kolonie, und unter diesen sind Leute, die jetzt bereits mit einem Reinertrag von 3 bis 4 Contos jährlich rechnen dürfen. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß João Pinheiro ein Werk von Dauer sein wird. Der Wunsch nach einer deutschen Schule ist schon lange vorhanden. Eine portugiesische, von der Bundesregierung unterhaltene Schule bestellt allerdings. Aber den Kindern, die der Landessprache wenig oder gar nicht mächtig sind, ist damit nicht gedient, ganz abgesehen davon, daß sie dort natürlich nicht deutsch lesen und schreiben lernen können. Die Vorarbeiten zum Bau einer deutschen Schule, mit der sogleich eine Lehrerwohnung verbunden werden soll, sind bereits getan. Ein Schulverein ist begründet, ein Bauplatz erworben, allerlei Material vorgerichtet und auch ein kleiner Grundstock gesammelt. Aber leider fehlt noch viel, und deshalb haben sich die deutschen Kolonisten von João Pinheiro entschlossen, die Hilfe ihrer wohlhabenden Landsleute in anderen Teilen Brasiliens anzurufen. Beiträge können an den Kassenwart des Deutschen Schulvereins João Pinheiro, Herrn Richard Schnaack (João Pinheiro, Estação Silva Xavier E. F. C. B.), oder an Herrn Pastor F. Bliedner (Mariano Procopio E. F. C. B.) eingesandt werden. Selbstverständlich sind auch unsere Geschäftsstellen gern bereit, Spenden entgegenzunehmen. Wer hilft?

Monarchistische Propaganda. Dom Luiz de Bragança hat an einen fluminenser Journalisten einen langen politischen Brief geschrieben, in dem er der Hoffnung Ausdruck gibt, die Monarchie in Brasilien sehr bald hergestellt zu sehen. In den Vereinigten Staaten, in der Schweiz und in Argentinien habe die Republik sehr gute Resultate gezeitigt; für Brasilien sei sie aber ein unglückliches Experiment gewesen. Man brauche nicht gerade von der politischen Krisis zu sprechen, welche jetzt das Land durchmache, um diese Beobachtung bestätigt zu sehen, es genüge schon auf die Desorganisation der Landesfinanzen hinzuweisen. Es sei geradezu unbegreiflich, daß ein intelligentes Volk eine solche Mißwirtschaft und Vergeudung dulden könne. Die besten Männer seien zur Seite gedrängt und die Mittelmäßigkeit führe das Regiment. Das liege aber nicht an den Männern, sondern am System. Die sogenannten Parteien seien nichts anderes als Kolliga-

tionen zur Vertretung persönlicher Interessen. Die Präsidenten selbst könnten nichts anderes tun, als diesen Interessen zu dienen, obwohl die Verfassung ihnen eine große Macht verleihe. Sie müssen immer auf die Leute hören, die sie auf den Präsidentenstuhl erhoben, denn sie seien von ihnen abhängig.

Die fluminenser „Gazeta de Noticias“ macht zu diesem Brief folgende Bemerkungen: „Wir gehören nicht zu der Partei des Kaisers, wenn er aber kommen sollte, dann könnten wir voraussagen, daß er den Nachlaß der Parteien nicht zu teilen haben wird: es wird ein Kaisertum der Brasilianer sein. Ein Monarch hat keine persönlichen ehrgeizigen Pläne, keine Gevatter und keine Wähler, keinen Lokalpatriotismus und keine Freundschaftsrücksichten — er hat nichts, was ihm bestimmen könnte etwas anderes zu tun, als das, was im Interesse der Allgemeinheit liegt, was ja auch in seinem eigenen Interesse liegt sowie im Interesse seiner Vorfahren und seiner Nachkommen, die sich ja alle mit der Wesenheit der Nation vereinen, worin die Ueberlegenheit der Monarchie liegt.“

Die „Gazeta de Noticias“ behauptet, nicht monarchistisch zu sein, aber wenn das obige nicht monarchistisch klingt, dann gibt es einen Monarchismus überhaupt nicht. Und wie mit dem einem Blatte, so steht es auch mit den meisten anderen. Sie versichern alle, daß sie echt republikanisch seien; ihre Argumente sind aber monarchistisch. Tun sie das nun der bloßen Sensation, des Nervenreizes wegen oder ist bei ihnen allen die Verstimmung über den gegenwärtigen Stand der Dinge so groß, daß sie gegen die Republik ihres eigenen Landes schreiben müssen, obwohl sie im Prinzip überzeugte Republikaner sind, das mag dahingestellt bleiben. Interessant ist es aber auf alle Fälle, daß solche Worte in den Blättern möglich sind, die die Monarchie stürzen halfen. Die Zeiten ändern sich.

Apolices. Der Bundespräsident hat ein Dekret unterzeichnet, das dem Finanzminister gestattet für 50.000 Contos 5prozentige Apolices auszugeben.

Unfall im Polizeiquartier. Im Hofe der Polizeikaserne ereignete sich ein schwerer Unfall. Der Offizier Alfredo Barboza erklärte den Soldaten den Mechanismus eines Maxim-Maschinengewehres, als der Schuß losging und zwei Soldaten verletzte. Der Zustand der Verwundeten ist nicht unbedenklich.

Acztliches Gutachten über Barata Ribeiro. Der wegen Diebstahls und Mordes angeklagte Barata Ribeiro wurde auf seinen Geisteszustand untersucht. Das Urteil lautet, daß der Angeklagte wohl an der Fallsucht leide, daß die Annahme aber, er könne den Diebstahl in der Sinnesverwirrung ausgeführt haben, nicht zulässig sei. Auf einen Diebstahl sei die Annahme der Sinnesverwirrung überhaupt nicht anwendbar.

Literarische Akademie. Prinz Dom Luiz von Bragança wird für den durch den Tod des Schriftstellers Aloysio Azevedo freigewordenen Stuhl in der brasilianischen literarischen Akademie kandidieren.

Die strenggläubige Polizei. In unserer Hauptstadt hat ein Polizeikommissar ein Stückchen geliefert, das zu den besten gehört. Er hat einen Mann verhaften lassen und einen ganzen Tag gefangen halten lassen, weil er am Karfreitag in seinem Hause ein kleines Fest veranstaltet und dabei seinen Freunden ein Spanferkel serviert hatte. Der Duft des Bratens war den Nachbarn in die Nase gestiegen und diese hatten den Mann der Polizei angezeigt, die ihn beim Verlassen des Hauses gefangen nahm. Der Kommissar heißt Francisco Bessa. Man sollte solche Schldbürgerstreiche nicht für möglich halten.

# Assis Brasil über den Zoll.

In seiner Nummer vom 19. ds. brachte der „Paiz“ ein kleines Interview mit Assis Brasil über den Schutzzoll. Der frühere brasilianische Gesandte in Washington, eine unbestrittene Autorität auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik, führte aus, daß Brasilien gerade infolge seiner ungeheuren Zölle weniger Zolleinnahmen habe als Länder, die sich mit bescheideneren Zollsätzen begnügen. Der fluminenser Kollege bedauerte, diese Ansicht nicht mit statistischen Daten unterstützen zu können, denn Assis Brasil, der sich nur besuchsweise in Rio befindet, hatte die Aufstellung nicht bei sich gehabt. Wir können mit diesen Daten dienen, denn sie sind in dem Buche „Diktatur, Parlamentarismus, Demokratie“ von Assis Brasil enthalten.

Assis Brasil berechnet die Bevölkerung Brasiliens, gestützt auf verschiedene mindestens annähernd zuverlässige Statistiken, auf 25 Millionen Einwohner. Bei der Berechnung der Zolleinnahmen ergeben sich als Jahresdurchschnitt 225 Millionen Milreis, also entfällt auf jeden Einwohner Brasiliens die allerdings sehr bescheidene Summe von 9\$. Welche sind aber die Zolleinnahmen anderer Länder, deren Tarife weit, aber sehr weit hinter den unsrigen zurückstehen? Die Vereinigten Staaten von Nordamerika nehmen durchschnittlich 332 Millionen Dollars 1.095.600:000\$ an Zoll ein und das bedeutet, die Bevölkerung auf rund 80 Millionen gerechnet, 136\$950 für den Einwohner! Die Stellung Deutschlands ist, zollpolitisch gesprochen, ungünstig, denn das Reich muß die Rohstoffe, die seine Industrie benötigt, zollfrei einführen, trotz alledem nimmt das Deutsche Reich (die Berechnung stammt aus dem Jahre 1907!) 1.257.992.000 Mark oder 987.155:232\$ an Zoll ein und das entspricht 16\$452 für den Einwohner. Argentinien, dessen Zölle bekanntlich sehr niedrig sind, nahm im Vergleichsjahre 50.700.000 Goldpesos oder 160.952:368\$ an Zoll ein und das entspricht 28\$741 für den Bewohner. Uruguay hat etwa um 5 Prozent höhere Zölle als das Land auf der anderen Seite des La Plata; die kleine Republik ist aber relativ reicher als die größere. Uruguay nimmt 38.885:000\$ an Zöllen ein, was einer Belastung des einzelnen Einwohners mit 35\$263 entspricht.

„Man verlange nicht von mir,“ sagt Assis Brasil, „daß ich alle Länder der Welt anführe, um den Nachweis zu liefern, daß auf diesem Planeten sich keiner befindet, der uns den Ruhm streitig machen kann, daß wir erstens die höchsten Zolltarife haben, und daß zweitens unsere Zolleinnahmen die niedrigsten sind. Aber eines Falles will ich noch gedenken, bevor ich diesen Zyklus schließe. Ich will den Fall derjenigen Nation erwähnen, die als einzige den Freihandel übt und sozusagen keine Zollämter hat — England. England erhebt nur ausnahmsweise Zölle und diese sind immer sehr niedrig . . . Nach der letzten Volkszählung hat England 41.000.000 Einwohner. In dem Finanzjahre, das am 31. März 1907 schloß, nahm das Land aber 33 Millionen Pfund Sterling an solchen Ausnahm��öllen ein — 528.000:000\$ oder 12\$878 für den Einwohner. Es ist wenig, aber doch beinahe um 25 Prozent mehr, als wir mit allen Kniffen und Künsten aus der melkenden Brust der Nation zu pressen vermögen. Und der Vergleich würde noch mehr zu unseren Ungunsten ausfallen, wenn wir in Berechnung ziehen würden, was England für den Zolldienst ausgibt und was uns die Heere von Angehörigen der bis zur Grausamkeit strengen Gesetzgebung stellen, von Behörden und Kommissionen kosten-

aufsichtigungen und Fiskalisationen, die nicht nur die Freiheit der Kaufleute beschränken, sondern eines jeden Individuums, das gezwungen ist, einen Reisesack mit sich zu führen. Die Tatsachen unterstützen also die gesunde Menschenvernunft, die uns sagt, daß es widersinnig ist, die Einnahmen des Schatzamtes durch übertriebene Zölle steigern zu wollen. Im Gegenteil: wollen wir unsere Zolleinnahmen steigern, dann müssen wir die Zölle auf ein vernünftiges Maß reduzieren.

„Man kann ohne jedes Nachdenken sagen, daß das Niveau unserer Zölle nicht höher sein darf, als das in den beiden La Plata-Republiken, von woher die meiste Kontrebande kommt. Diese zwei Republiken berechnen den Zoll in der Regel ad valorem des Artikels; der Tarif nimmt einen Preis an und setzt den Zoll fest. Die Prozentage ist etwa 30 Prozent, in Uruguay etwas höher als in Argentinien. Wir in unserer Wut, die Einfuhr zu unterdrücken, versuchen alle Kniffe, aber wir haben doch keinen einzigen, um den Zoll festzusetzen. Es ist ein grausamer Prozeß, die Fäden eines Quadratcentimeters Stoffes zu zählen, ein Quadratcentimeter Gewebe zu wiegen, die Farbe festzustellen, den Geschmack und den Geruch einer jeden Sache, um endlich sich für den höchsten Zollsatz zu entschließen. Wenn wir aber den gezahlten Zoll mit dem Werte des Objektes vergleichen, dann ersieht man, daß die Prozentage 100 und noch mehr beträgt. Aber wie können wir erwarten, daß wir, die wir 100 Prozent zahlen, verhindern werden, daß die Ware unsere Grenzen forziert, die nur 30 Prozent gezahlt hat? Hier handelt es sich um das Gesetz der verbundenen Röhre. Die Flüssigkeit ist der Handel; sie steht um 75 Prozent höher als in dem anderen Rohr, und es gibt kein Mittel, um die Verbindung zu unterbrechen: es kann nicht verhindert werden, daß die Flüssigkeit von einem Rohre ins andere dringt, bis beide Seiten ein Niveau haben. Unter diesen Umständen könnte nur der den Schmuggel unterdrücken, der Wunder zu wirken versteht, denn hier handelt es sich um die Aufhebung eines Naturgesetzes. Den Schmuggel zu unterdrücken, ohne seine Ursache zu zerstören, hieße dasselbe, wie einem Schwindsüchtigen den Mund zu verstopfen, damit er nicht ausspeie. Das Resultat wäre dasselbe: die Infektion würde immer schlimmer und der Patient litte mehr unter der Heilung als unter der Krankheit.

Präsident General Andrea war der Erste, der die Erklärung abgab, daß der Schmuggel über die rio-grandenser Grenze nicht unterdrückt werden könne. Besetzen wir die Grenze so dicht mit Soldaten, sagte der geistreiche Offizier-Staatsmann, daß sie sich einander die Hände reichen können, und die Kontrebande wird doch hereinkommen; geht sie nicht zwischen den Beinen durch, dann geht sie über die Köpfe hinweg.“

Nachdem Assis Brasil über die Praktiken der Kontrebandisten gesprochen, sagt er: „In Rio Grande do Sul wird es selten einen Einwohner haben, angefangen mit den offiziell und finanziell am höchsten Gestellten bis auf die Allerbescheidensten — und jene mehr als diese —, der keine geschmuggelten Bedarfsartikel hat oder gehabt hat. Wer wäre imstande, seine Hand dafür ins Feuer zu legen, daß die Zollwache selbst nicht geschmuggelte Stiefel und Hüte trägt? Vom Staatspräsidenten bis zum letzten Agenten seiner Autorität, wer wäre imstande, den ersten Stein auf den Schmuggler zu werfen, wenn man das Wort des Evangeliums wiederholen würde? Und wenn der Schmuggler auch ein Sünder sein sollte, dann hat er mehr Anspruch auf Verzeihung als die Ehebrecherin, die Christus beschützte. Ohne



ihn wäre das Leben in diesem Lande unmöglich. Die Zölle zu zahlen, die der Tarif vorschreibt, wäre Blödsinn. Ein Kaufmann aus Bagé bestellte für einen Kunden Handschuhe in Pelotas. Sie kamen an und die Rechnung lautete auf 27 Milreis; der Kunde hatte aber auch nach Livramento geschrieben und von dort kamen Handschuhe von besserer Qualität für 7 Milreis . . . Dies spricht eine beredte Sprache, dies beweist, daß unter dem Regime des gegenwärtigen Tarifs die erste Voraussetzung, daß ein Kaufmann ehrlich bleibe, die ist, ihn für blödsinnig zu halten; das Volk hat nur ein Mittel, dem Konsum der Schmuggelware aus dem Wege zu gehen — Gras essen, wie ein Tier leben.“

Das sind die Ausführungen, auf die Assis Brasil sich in seinem Interview bezogen haben kann. Man wird nicht sagen können, daß sie besonders milde sind, aber man wird auch nicht leugnen können, daß sie tatsächlich der Situation entsprechen, daß die hohen Zölle das größte Uebel in unserem Wirtschaftsleben sind.

## Zum Königsmord in Saloniki.

Der Mörder König Georgs, Alexander Schinas, hat die Erklärung abgegeben, daß er den Mord begangen habe, weil er krank sei und Not leide. Leute, die ihn kennen, sagen, daß er ein Gewohnheitstrinker sei. Er habe sich längere Zeit außerhalb Salonikis aufgehalten, sei aber vor einigen Monaten wieder zurückgekehrt. Die Griechen hätten ihm einen Posten gegeben, den er aber nicht habe ausfüllen können. Es handelt sich demnach weder um ein terroristisches Attentat, noch um die Rache eines Albaniers oder Türken, sondern tatsächlich um die Tat eines Unzurechnungsfähigen. — Das Attentat wurde so plötzlich ausgeführt, daß man es auf keine Weise hätte verhindern können. Der König ging durch die Straße Aghiatraes und befand sich gerade vor dem Hauptquartier der Polizei. An seiner Seite ging sein Adjutant, Oberst Frankudes. Georg I. zeigte auf ein im Hafen liegendes deutsches Kriegsschiff und sagte zu seinem Begleiter: „Dieses wird das erste Schiff sein, das mich als griechischen König von Saloniki begrüßt.“ Gleich darauf begann er von einem dänischen Schriftsteller zu sprechen, der seine Biographie herausgegeben und sagte: „Er wird noch ein schönes Kapitel seiner Beschreibung der griechischen Expedition nach Mazedonien hinzufügen müssen: ein Kapitel über meine Anwesenheit in Saloniki.“ In diesem Augenblick krachte der Schuß. Der Oberst drehte sich blitzschnell um und faßte den Attentäter, der noch einen zweiten Schuß abgeben wollte, an die Kehle. Ein Kampf entspann sich, aber er dauerte nicht lange, denn der kräftige Oberst warf Schinas auf den Boden, der von den herbeieilenden Gendarmen in Empfang genommen wurde. Frankudes dachte, daß der König unverletzt geblieben sei, denn er hatte keinen Schrei ausgestoßen. Als er aber nach der Ueberwältigung des Attentäters sich seinem Monarchen zuwandte, sah er, daß Georg I. sich an der Wand festhalten wollte. Der Oberst griff ihm auf und in den Armen dieses treuen Soldaten verschied der König, dem die Kugel durchs Herz gegangen war. Der Schuß, aus der nächsten Nähe abgegeben, hatte zugeht getroffen: der König verschied fast ohne Todeskampf.

Der Eindruck in Griechenland war furchtbar. Georg I. war im Lande nie besonders beliebt, aber er war geachtet. Die Beliebtheit konnte er nicht erringen, weil er, als ruhig überlegender Mann, sich nicht in Abenteuer stürzen wollte, wie die Griechen,

denen die Befreiung ihrer noch unter dem türkischen Joche schmachenden Brüder, immer als höchstes aller Ziele vorschwebte, aber bei einigem Nachdenken mußten sie dem besonnenen Monarchen doch recht geben. Jetzt, wo der König ihnen auf eine so tragische Weise entrissen wird, wo Georg I. einen Schritt vor dem Endziel seiner und des Volkes Wünsche, von der Hand eines am Säuerwahn leidenden Menschen fällt, sieht das Volk auf einmal ein, was der Monarch ihm gewesen, und die Tränen, die jetzt in Griechenland rinnen, sind aufrichtig vergossen.

An Stelle des Prinzen Konstantin, der nach dem Tode seines Vaters den hellenischen Thron bestieg, ist der General Dangliff zum Oberkommandierenden der griechischen Truppen ernannt worden.

König Konstantin ist am 2. August 1868 geboren. Er wurde von dem deutschen Gelehrten Lüdgers erzogen, und studierte, nachdem er einen militärischen Kursus durchgemacht hatte, in Leipzig die Rechte. Er verheiratete sich am 29. Oktober 1889 mit Sophie, Prinzessin von Preußen, der dritten Tochter Kaiser Friedrichs.

## Aus aller Welt.

Schneesmelze und Hochwasser. Die milde Witterung nach vorausgegangenen schweren Schneefällen hat Ende Januar und in den ersten Tagen des Februar in weiten Teilen des Deutschen Reiches böse Folgen gezeitigt. Das Schmelzen des Schnees auf den Bergen hat die Wasserläufe zu starkem Anschwellen gebracht und eine schlimme Hochwassergefahr ist im Anzug. Besonders bedrohlich ist die Situation im Rheinland, in Westfalen und Thüringen.

Nach dem Mufflon auch das Renttier im Harz. Nachdem vor einigen Jahren im Harz eine Anzahl Mufflons ausgesetzt wurden, die sich ganz vortrefflich eingelebt und vermehrt haben, sind jetzt auch Renttiere nach dem Harze zum Besuche gekommen. Allerdings handelt es sich nicht um größere Rudel, sondern nur um ein Renttier-Paar, das als Zuchtier für die Post- und Paketbeförderung zwischen Schierke und dem Brocken Verwendung finden soll und im Brockenhotel eingestellt worden ist. Zur Eingewöhnung und Einfahrung sind ein Norweger und ein Lappländer für mehrere Monate nach Deutschland herübergekommen.

Die Eröffnung des großen Staudammes von Assuan ist am 23. Dezember 1912 unter glänzenden Feierlichkeiten vor sich gegangen. Aber die Enttäuschung ist, wie der Zeitschrift „Der Horizont“ in einem Brief aus Kairo berichtet wird, nicht ausgeblieben. Nach der Ansicht des genialen Ingenieurs Sir Willam Willcocks ist der Damm ungenügend. Er müßte noch einmal von 113 auf 118 Meter über dem Meeresspiegel erhöht werden. Da die jetzige Anlage, deren Risse schon heute das Wasser stark durchsickern lassen, eine zweite Umarbeitung überhaupt nicht aushalten kann, so wird ein neuer Damm von ausreichender Höhe an günstigerer Stelle errichtet werden müssen. Die bisher begangenen Irrtümer werden Aegypten die Summe von 2½ Millionen Pfund Sterling.

Verhaftung einer spanischen Schatzschwindlerbande. Eine große Schatzschwindlerbande wurde von der Polizei in Madrid ausgehoben; sie operierte seit acht Jahren und brandschatzte insbesondere zahlreiche Ausländer. Das Oberhaupt der Bande, ein gewisser Rico, ist Eigentümer mehrerer Häuser in Madrid, die alle geheime Ausgänge und unterirdische Gänge haben.

Teresina Tua. Teresina Tua, die einst vielgenannte Geigerin, die durch ihr virtuosos Spiel eine internationale Berühmtheit wurde und in erster Ehe mit einem Grafen Franchi-Verney verheiratet war, hat sich am 9. Februar in Rom mit Commendatore Emilio Quadrio de Maria Pontaschelli vermählt.

Wiskonsin im Diamantenfieber. Eine Entdeckung, die ungewöhnliches Aufsehen erregte, wurde in der Hütte eines unlängst verstorbenen Mannes gemacht, der Zeit seines Lebens als Einsiedler gelebt hatte. Beim Durchsuchen seiner Effekten fand man nämlich eine große Anzahl roher Diamanten. Der Mann, dessen Name Peter Zagloba ist und der in einer Hütte bei Collins, Wiskonsin (Nordamerika), lebte, wurde schon seit Jahren dabei beobachtet, wie er in den Hügeln seiner Nachbarschaft herumgrub, und man glaubte nun zu wissen, welcher Natur seine Nachgrabungen, die jedermann ein Rätsel blieben, waren. An der Echtheit der Steine ist gar nicht zu zweifeln. Die gesamte Nachbarschaft hat sich nun aufgemacht, um an den Stellen, wo der alte Mann, er ist bald 80 Jahre geworden, gegraben hatte, Nachforschungen anzustellen. Manche erinnern sich auch noch der Worte des Mannes, der, wenn man ihn fragte, nach was er eigentlich grabe, sagte, er suche Reichtümer.

Unterschlagungen bei der Naphtagesellschaft. Aus Lemberg wird gemeldet: Im Rohölexpeditionsbureau der Naphtagesellschaft wurden große Unterschlagungen entdeckt, welche seit einer Reihe von Jahren verübt wurden, und die der Direktor des Bureaus Dr. Gottfried ausführte. Die Unterschlagungen belaufen sich auf 600.000 Kronen. Dr. Gottfried hat das Geld im Börsenspiel und in mißlungenen Rohölpekulationen verloren. Nach der Entdeckung verübte er Selbstmord.

Der Thron des Schah Ismail. „Jeune Ture“ erfährt, ein auswärtiges Syndikat habe ein Kaufangebot für den Thron des Schah Ismail in der Höhe von 800.000 Pfund (16 Millionen Kronen) gemacht. Der historisch denkwürdige Thron, der aus massivem Golde besteht, wurde den Persern nach einer großen Schlacht im Jahre 1540 als Beute abgenommen. Der Thron, der in der Schatzkammer des alten Palais Topkapu aufbewahrt wird, wird nur zu den Beiramfestlichkeiten in das Palais Dolmabagsche gebracht und bei Empfingen verwendet.

Ein blutiges Rachedrama spielte sich in dem kleinen Orte Tomice im Kreise Posen-West ab. Die Kaufleute Wilgen und Obst aus Posen hatten das Mühlengrundstück des Müllers Sommer in Tomice käuflich erworben. Von den Söhnen des Müllers, die mit ihrem Vater in Erbstreit lagen lauerte der Sohn Fritz den Käufern auf dem Rückwege auf, erschoss Wilgen und verletzte Obst und seinen Vater lebensgefährlich. Darauf brachte sich der Mörder selber einen tödlichen Schuß bei.

60 Jahre auf einen Parkettplatz abonniert. Ein eigenartiges Jubiläum kann in diesem Jahre der Rentier Bieber in Gotha begehen. Der Rentier, der ein eifriger Theaterbesucher ist, ist seit seinen jungen Jahren auf einen Parkettsitz im Hoftheater abonniert, den er seit dem Jahre 1853, also nun bald volle 60 Jahre, innehat.

Grubenunglück. Aus Mansfield (Grafschaft Nottingham) meldet man: In der Kohlengrube von Rufford bei Mansfield stürzte infolge Bruchs einer Kette ein mit 800 Gallonen Wasser gefüllter Behälter aus einer Höhe von 150 Meter in den Schacht. 13 Bergleute wurden getötet.

Ein Arzt als Heldentenor. Aus Dresden wird gemeldet: Bei einem Liedervortrag anlässlich einer festlichen Veranstaltung erregte der prak-

tische Arzt Dr. Max Brade in Deuben durch die Kraft und Schönheit seiner Stimme großes Erstaunen. Der junge Arzt entschloß sich, seinen Helden-tenor bei einem Dresdener Gesangmeister auszubilden und sich der Bühne zuzuwenden.

Eine schöne Ehrung. Durch königliche Verfügung ist der Witwe des bei der Südpolfahrt verunglückten Kapitäns Scott der Adelstitel verliehen worden.

Beim Reiten verunglückt. Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg-Gotha wurde bei einem Spazierritt durch die thüringischen Wälder von seinem Pferde abgeworfen und flog hierbei gegen einen Baum, wobei er nicht unerhebliche Verletzungen erlitt.

Deutsche Flugzeuge für Rußland. Die von dem Chefpiloten der deutschen Wright-Flugwerkzeuge, Abramowitsch, im Anschluß an seinen Flug Berlin—Petersburg vor den Vertretern der russischen Heeresverwaltung ausgeführten Flüge haben erfreuliche Folgen für die deutsche Flugtechnik gehabt. Das russische Kriegsministerium hat nämlich bei der Wright-Gesellschaft 37 Zweidecker in Auftrag gegeben. — Eine russische Militärkommission, bestehend aus einigen Offizieren und Piloten, u. a. Esemoff und Ing. Dokker, besichtigten am 24. Januar die Garuda-Propeller-Bau-G. m. b. H. in Neukölln. Oberingenieur Jablonsky zeigte den Herren den Werdegang eines Propellers von unbearbeiteten Rohhölzern an bis zum fertig polierten Propeller. Die Offiziere machten mit Schrauben in verschiedenen Stadien selbst Belastungsproben.

Betrügereien an einem Grafensohn. Eine peinliche Affäre, in die die besten Florenzer Gesellschaftskreise verwickelt sind, macht augenblicklich viel von sich reden. Einer der reichsten Einwohner von Florenz, Graf Eduard de Fazas de Bayot, hat bei der Staatsanwaltschaft die Anzeige gegen mehrere Mitglieder der besten Florenzer Gesellschaft erstattet. Der Graf behauptet, daß die betreffenden Personen Betrügereien in Höhe von mehreren hunderttausend Kronen an seinem minderjährigen Sohn verübt hatten. Die Staatsanwaltschaft hat sofort eine Untersuchung eingeleitet und es gewinnt den Anschein, als ob sich die Angelegenheit zu einem großen Skandal auswachsen wollte. Die Polizei hat bereits mehrere aufsehenerregende Verhaftungen vorgenommen und es heißt, daß noch weitere bevorstehen.

Truppenbeförderung mit der Straßenbahn. In Wien sollen künftighin die Straßenbahnen für die Beförderung der Truppen benutzt werden. Die offizielle „Militärische Rundschau“ weist auf die große Entfernungen hin, welche die im Innern der Stadt befindlichen Truppen von ihren weit entfernten Uebungsplätzen trennt. Dies bedingt stundenlange, ermüdende Märsche über das harte, staubige Pflaster. Ermüdet kommt der Mann auf dem Uebungsplatze an. Dies verursacht auch einen großen Zeitverlust, der der eigentlichen Ausbildung verloren geht. Um diesen Uebelstand zu beseitigen, hatte sich das zweite Korpskommando in Wien an die Stadtgemeinde mit dem Ersuchen gewendet, täglich in den Morgenstunden die Mannschaft kostenlos mit den Leerzügen der Straßenbahn in die Nähe der Uebungsplätze zu befördern. Die Stadtgemeinde hat diesem Ersuchen in der entgegenkommendsten Weise entsprochen.

Die mißtrauische Polizei von Kanada. Dem Bankdefraudanten Bruning sind bekanntlich gleich nach seiner Verhaftung in Winnipeg 60.000 Mark abgenommen worden, die er bei einer dortigen Bank deponiert hatte. Die kanadische Polizei hat, wie aus Berlin gemeldet wird, von dieser Summe

die Belohnung von tausend Mark, die auf die Ergreifung Brumings ausgesetzt waren, in Abzug gebracht, angeblich, weil sie mit Deutschland in ähnlichen Fällen schon unerfreuliche Erfahrungen gemacht hat.

Im Traum aus dem Fenster gesprungen. Ein Soldat des Infanterie-Regiments Nr. 29 in Trier hatte einen mehrtägigen Urlaub erhalten, um seine kranke Mutter zu besuchen. Ihr hoffnungsloser Zustand hatte den Sohn sehr stark mitgenommen. Eines Nachts glaubte er im Traume den Ruf seiner Mutter zu vernehmen. Im Dämmerungszustand sprang er durch das Fenster in den Kasernenhof. Er wurde in hoffnungslosem Zustand mit zerschmetterten Gliedern ins Hospital gebracht.

Das Ende eines österreichischen Aristokraten. In Paris ist ein österreichischer Aristokrat schwer verwundet aufgefunden worden und kurz darauf im Spital gestorben. Es handelt sich um Marian von Bogdanowitsch. Er war seinerzeit erster Vortänzer am Wiener Hofe wurde auch zu den intimen Soiréen am Hofe beigezogen, wo er meistens der erste Tänzer der jungen Erzherzoginnen war, wenn sie in die Gesellschaft eingeführt wurden. v. B., der mit etwa 50.000 Mark nach Wien kam, führte ein großes Haus, mietete das Palais des Erzherzogs Ludwig Victor von Schwarzenberg-Pleß und empfing dort das ganze diplomatische Korps

mit dem Nunzius an der Spitze; seine Wiener Glanzperiode endete aber mit einer schmutzigen Affäre, in die auch der damalige persische Gesandte Nerimann-Khan verwickelt war. Dieser betrieb einen großen Teppichschmuggel und verlor deshalb seinen Posten. v. B. kaufte bei ihm Teppiche auf Kredit und verschleuderte sie zu Spottpreisen. Er flüchtete dann aus Wien.

Durch den Kaiser Wilhelm-Kanal gingen im Rechnungsjahre 1911/12 im ganzen 52.817 abgabepflichtige Schiffe mit einer Tonnage von 8.478.261 Registertonnen. Davon waren 23.776 Dampfer und 18.164 Segelschiffe; der Rest bestand aus Leichtern. Der Nationalität nach waren es 44.597 deutsche, 2.449 holländische, 1.977 dänische, 1.969 russische, 802 norwegische, 509 schwedische, 392 englische, 49 belgische, 32 französische und 41 den verschiedensten anderen Nationen angehörige Schiffe. Im vorletzten Jahre nahmen die dänischen Schiffe mit 2.006 Fahrzeugen die 2. Stelle ein; im letzten sind sie aber, was die Zahl anbetrifft, von den holländischen überflügelt. Jedoch haben diese letzteren mit 406.207 Registertonnen nur etwas über die halbe Tonnage der dänischen Schiffe mit 805.676 Registertonnen. Die Zahl der durchgehenden Schiffe ist seit der Eröffnung des Kanals im Jahre 1896 von 18.660 auf 52.817 im letzten Jahre gestiegen.

# Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter

Tägliche Erzeugung 8500 Dtz. Bestecke

Schwer versilberte

## Bestecke und Tafelgeräte aus Alpaca-Silber



Eigene Niederlagen in Europa:

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern, Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien

Schutzmarken!

A. KRUPP  BERNDORF  
für Alpaca-Silber I



für Alpaca-Silber II

080  BM  
für Alpaca

Wert der Zeppelin-Luftschiffe. Der deutsche Reichskanzler von Bethmann-Hollweg hat an den Verein für Zeppelin-Fahrten nach Kenntnisnahme des Aufrufes zum Beitritt geschrieben: „Durch eine größere Teilnahme weiterer Kreise an den Fahrten in Zeppelin-Luftschiffen würde nicht nur eine unmittelbare Unterstützung dieses nationalen Unternehmens herbeigeführt, sondern gleichzeitig der Bau von Luftschiffen überhaupt und ihre Absatzfähigkeit wesentlich gefördert werden. Ich wünsche daher den Bestrebungen den besten Erfolg.“

Zwei Millionen unterschlagen. Der in den 70er Jahren stehende Inhaber der altangeschienenen Bankfirma Gerhauser in Kaufbeuren, Joseph Gerhauser, hat die Flucht ergriffen, nachdem der Konkurs angemeldet werden sollte. Aus einem hinterlassenen Schreiben, in dem er mitteilt, daß er den Tod suche, geht hervor, daß er sein Vermögen in ausländischen Börsen, besonders in London, verspielt und fremde Gelder angegriffen habe. Die unterschlagene Summe beträgt etwa zwei Millionen Mark. Mehrere große Käsereien verlieren ihr Geld, ebenso zahlreiche kleine Leute. Bemerkenswert ist, daß dem Entflohenen noch kurz vor seinem Verschwinden die Vertretung der preußisch-süddeutschen Klassenlotterie übertragen wurde.

Spionagefurcht. In Nancy (Frankreich) fand am 27. Januar eine von der „Action française“ organisierte und von 1200 Personen besuchte Versammlung statt, in der die Royalisten Leon Daudet und Henri Vaugeois das Eindringen deutscher Kaufleute und Industrieller in Frankreich als Spionageabsicht auslegten und als größte Gefahr im Kriegsfalle bezeichneten. Die Wiederherstellung der Monarchie sei das einzige Heilmittel hiergegen. Zum Schluß wurde die Absendung einer Sympathieadresse an den Thronprätendenten Herzog von Orleans und den Schriftsteller Maurras genehmigt. Ein junger Mann, der hierbei „Vive Poincaré!“ gerufen hatte, wurde von den Royalisten durchgeprügelt und mußte von der Polizei vor weiteren Mißhandlungen geschützt werden.

Auszeichnung bosnischer Infanteristen. Aus Serajewo wird gemeldet: Der Zugführer Kalamut und der Gefreite Rajic wurden von einem anderen Infanteristen namens Danjanovic zur gemeinsamen Flucht nach Serbien aufgefordert. Sie übergaben den Verführer aber der Stationswache. Nach erfolgter Belobung durch das Armeespektorat wurden beide über Auftrag des Erzherzogs Franz Ferdinand angesichts des Bataillons befördert und erhielten je 100 Kronen, ferner eine Spende vom Bataillonskommando und separate Diplome.

Eine Radiumfabrik in Australien. Australien ist neuerdings in die Reihe der Länder getreten, die das einträgliche Geschäft der Herstellung von Radiumverbindungen betreiben. Nach einem Bericht der „Times“ sind jüngst in Sydney in einer Radiumfabrik 400 Milligramm Radiumbromid fertiggestellt worden, die aus australischen Mineralien gewonnen wurden. Weiter heißt es, die neue Radiumfabrik sei imstande, wöchentlich 40 Milligramm Radiumbromid zu liefern. Es handelt sich also um ein nicht unbedeutendes Geschäft, da das Radiumbromid gegenwärtig einen Preis von beinahe 300 Mark für das Milligramm erzielt.

## Vermischtes

Räubertechnik in alter und neuer Zeit. Bonnot, der Fürst der Apachen, ist tot. Aber seine Sippschaft steht glänzender da denn je, seine Leh-

ren sind auf fruchtbaren Boden gefallen. Die schon so oft totgesagten Apachen haben in den letzten Wochen wieder kräftige Daseinsbeweise von sich gegeben. Da gab es einen Straßenbahnüberfall mit Ansräuberung der Fahrgäste unmittelbar vor den Toren von Paris, ferner einen Automobilüberfall, dann wurde versucht, einen Teil der Untergrundbahn in die Luft zu sprengen, kurz, die Apachen sind lebendiger denn je. Vor Jahrhunderten stürmte der Räuber, auf die Stärke seiner Muskelkraft pochend, mit seinen beiden Fäusten, höchstens noch mit einem Dolehe bewaffnet, auf den müden Wanderer los. Aber dieser Räuber der Ammenmärchen ist längst zu einem sagenhaften Wesen geworden. Solche Räuber gab es im alten Römerreiche und im Mittelalter. Aber später hielt der Räuber gleichen Schritt mit der Technik. Als die Feuerwaffen aufkamen, da trug auch er die Feuerwaffen. Kaum war die Blunderbüchse, ein Vorläufer unseres Maschinengewehres, erfunden, als auch er sich eine Blunderbüchse zulegte und damit Tod und Verderben säte. Und je mehr die Schußwaffen vervollkommen wurden, desto besser war der Räuber dran. In „des Waldes tiefsten Gründen verborgen“, konnte er sein Geschloß auf den Wanderer senden, ohne sich den Gefahren eines Zweikampfes auszusetzen. Und so ging es fort! Kaum war die Eisenbahn erfunden, als der Räuber sie sich zu Nutzemachte. Das war die Zeit der Eisenbahnüberfälle, die heute noch nicht im Wild-West Amerikas ausgestorben sind. Und als gar das Automobil aufkam in unserer modernsten Zeit, heil! da war eine prächtige Zeit für die Räuber angebrochen. Zwar war es aus mit der alten Romantik, zwar ist in unserer heutigen Zeit die Polizei dem Verbrecher stetig auf den Fersen, aber auch die Verbrecher sind schlauer geworden und dank ihrer ausgezeichneten Technik vermögen sie den Blunderbüchsen mehr denn früher ein Schnüppchen zu schlagen. Und auch noch in anderer Hinsicht hat die Technik der Räuber erhebliche Fortschritte gemacht. Mußte in der guten alten Zeit der Räuber einen Ueberfall wagen, so kennt der Räuber unserer heutigen Tage hundert andere Mittel, um zu Geld zu kommen. Da gibt es weitverzweigte Gesellschaften, wie die Camorra in Neapel, die Maffia in Sizilien, den Bund der schwarzen Hand, der ursprünglich in Andalusien heimisch, mit soviel Erfolg nach Amerikas seligen Gefilden verpflanzt worden ist! Diese Geheimbünde sind allmächtig und auf ihr Konto ist eine riesige Zahl von Räuhereien zu setzen. Dabei gehören ihre Mitglieder nicht selten den höchsten Kreisen an, und gelten in den Augen der Oeffentlichkeit als ehrenwerte Leute. Viel Aufsehen hat seinerzeit ein Fall in Neapel erregt. Einer der reichsten Männer der Stadt, der das Vertrauen seiner Mitbürger in hohem Maße genoß, gab in seiner vor der Stadt gelegenen Villa eine Abendgesellschaft. Die Geladenen kamen in kostbarem Schmucke. Als das Fest zu Ende war, und die Gäste den Heimweg antraten, da wurden sie draußen einer nach dem andern von Räufern in Empfang genommen, ihrer Juwelen entledigt und dann erst weiter gelassen. Später aber kam es heraus, daß der Herr Gastgeber selbst das Haupt der Räuberbande gewesen war, der das glänzende Fest arrangiert hatte, um seine Kassen aufzufüllen.

Billige und teure Staatshäupter. In der „Gazette Franco-Suisse“ lesen wir, Ein Mathematiker hat ausgerechnet, daß Präsident Fallières jährlich 10 Rp. auf den Kopf seiner Untertanen kostete. Eine bescheidene Ausgabe, die uns das Recht nimmt, ihn allzusehr zu tadeln. Ein Napoleon oder gar ein Louis würde teurer zu stehen kommen. Ko-

stet doch Kaiser Wilhelm seiner stark sich vermehrenden Untertanenschaft 25 Rp. auf den Kopf, der russische Zar dagegen 30 Rp. Den Record der Billigkeit schlägt der Präsident der Eidgenossenschaft; sein Unterhalt beläuft sich auf einen halben Rappen für jeden Schweizer.

Die Hungersnot in Rußland. Für das Jahr 1924 ist die erste Hungersnot in Rußland historisch verbürgt. Bis ins 19. Jahrhundert ist seither das schreckliche Hungergespenst mit fataler Regelmäßigkeit alle dreizehn Jahre in das Reich des Zaren wiedergekehrt. Besonders schrecklich wütete der Moloch des Hungers unter der Regierung Boris Godunows in den Jahren 1601—2, wo man Stroh, Heu, Hunde, Katzen, Mäuse und Aas von Tieren verschlang; auf den Märkten zu Moskau wurden sogar Pasteten mit Menschenfleisch gegessen. Die Regierungszeit Alexej Michailowitsch, die besonders reich an Mißernten war, brachte einen für Rußland typischen Hungeraufbruch, der 1650 in Pskow ausbrach und zur Einberufung eines „Senski Sobor“ (einer Art Volksversammlung) führte. Seit dem 17. Jahrhundert steigt die Zahl der Mißernten in Rußland ständig. Im 18. Jahrhundert zählte man 34 Mißernten, in der ersten Hälfte des 19. waren es bereits 55. Seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts haben statistische Tatsachen die Regierung gelehrt, daß Mißernten regelmäßig alle sechs bis sieben Jahre wiederzukehren pflegen, und daß immer zwei Jahre des Mißwachsens auf einander folgen. Trotz dieser nachgerade alt gewordenen Erfahrung, die selbst im schlimmsten Falle gestatten würde, den Folgen zum wenigsten in gewissen Grenzen vorzubeugen, wird fast jede partielle Mißernte, die meist die an der Wolga gelegenen zentralrussischen Gebiete trifft — denn das russische Reich ist so riesengroß und besonders der Süden so fruchtbar, daß ein allgemeiner Mißwuchs fast ausgeschlossen ist —, zu einer regelrechten Hungersnot, weil die Administration zu einer eigenen Organisation unfähig ist und durch ihre Korruption bei der Bevölkerung schon lange jedes Vertrauen eingebüßt hat. Den wohlthätigen Komitees, die sich zur Hilfeleistung in den einzelnen Gouvernements bilden, bleibt die ganze Arbeit sowie Geldbeschaffung überlassen.

Das Nest des Orangutang. Am ersten Novembersonntag v. J. hatte der Zoologische Garten in London ein besonderes Ereignis zu verzeichnen gehabt. Der große Orangutang hatte es verstanden, aus der ihm im Affenhaus angewiesenen Wohnung zu entkommen. Er machte aber von seiner Freiheit einen höchst verständigen Gebrauch, indem er sich nicht auf eine weite Reise begab, sondern nur auf einen in der Nähe belindlichen hohen Baum, wo er sich eine Art von Nest baute. Dies bestand in einer einfachen schmalen Plattform, auf der sich der Affe wohl zum Schlafen niederzulegen gedachte. Später änderte er seinen Plan, sei es aus Furcht vor den Wärtern oder aus Unbehagen gegenüber der Nachtkühle, und kehrte lieber in seine rechtmäßige Behausung zurück. Er hatte aber jedenfalls den Zoologischen Garten um eine neue Sehenswürdigkeit bereichert, und eine naturwissenschaftliche Zeitschrift verfehlte nicht, das von dem Affen gebaute Nest zu beschreiben und abzubilden.

Irrfahrten. Ein hübsches Stückchen widerfuhr während des Karnevals einem Münchener Studenten. Seit zwei Tagen hatte er mit Kommilitonen wieder einmal dem „fortgesetzten Lebenswandel“ gehuldet und schließlich, wie es ja in solchen Fällen manchmal vorkommt, seine Kommilitonen verloren. Verlassen geriet er auf den Hauptbahnhof, löste sich eine Bahnsteigkarte, betrat den Bahnsteig und stieg

in einen Zug ein. Gleich machte er es sich auf einer Bank bequem und versank in einen tiefen Schlaf. Eine rauhe Stimme und eine kräftige Hand weckten den Schläfer, wo sein Billet nach — Straßburg sei, wollte man wissen. Soweit hatten ihm die gütigen Bahnbeamten ohne Kontrolle mitfahren und ausschlafen lassen. Der Student glaubte anfangs nicht, daß er in Straßburg sei, dann hielt er sich oder die Beamten für verrückt. Endlich kam er in die Wirklichkeit zurück und ließ sich belehren. Jetzt begann erst die Schwierigkeit, denn seine Kasse war leer und in Straßburg kannte er niemand. Da erinnerte er sich an die Männer, die ihn auch in München schon so manchmal unter die Arme genommen hatten, er ging zu einem Schutzmann und erzählte seine Leidensgeschichte. Der Schutzmann tat seine Pflicht und führte ihn auf die Wache. Dort wurde er dem Wachtmeister vorgestellt, dem er seinen Reisebericht wiederholte. Das war der Mann, welcher der Situation gewachsen war. Er lud den Studenten in seine Wohnung ein, gab ihm Speise und Trank, zeigte ihm die Schönheiten Straßburgs und streckte ihm schließlich noch das Reisegeld nach München vor. Andern Tags war der Verurteilte wieder bei seinen Korpsbrüdern. Der Wachtmeister wurde selbstverständlich sofort mit allen studentischen Ehren entschädigt und zwischen ihm und der Verbindung hat sich seit dieser Zeit ein eifriger Kartenwechsel entwickelt. Außerdem wird dem Wachtmeister für seine studentenfreundliche Tat noch ein besonderer Dank nach spezifisch Münchener Art dargebracht werden.

Der „König der Schwindler“. Nach langen vergeblichen Bemühungen ist es der Pariser Polizei geglückt, einen Mann zu verhaften, der unter dem Namen „König der Schwindler“ bekannt war. Seine verschiedenen Gaunerstückchen, die auf die raffinierteste Weise ausgeführt wurden, verübte er unter dem Namen Peter Michel, Robert v. Crecy und Graf von Varrat. Eine stattliche Anzahl von Gaunern, die ihn nur „Hauptmann“ titulierten, stand unter seinem Oberbefehl. Mehr als hundert Verbrechen werden ihm zur Last gelegt. Peter Michel, dies dürfte der richtige Name des Verhafteten sein, steht im achtundvierzigsten Lebensjahre und verbrachte zwanzig Jahre seines Lebens zwischen den Mauern des Zuchthauses. Während der Dauer seiner „Karriere“ hat er über 240.000 Franken auf unrechtmäßige Weise erbeutet. Meistens trug er die Uniform eines Hauptmanns der Kolonialinfanterie; bei seiner Verhaftung fand man jedoch achtzehn verschiedene Uniformen in seiner luxuriös eingerichteten Wohnung in einem vornehmen Pariser Viertel. Weder die Wohnung noch seine elegante Garderobe hat er jemals bezahlt und vertröstete seine Gläubiger stets auf eine große Erbschaft, womit er wohl ein neues einträgliches Gaunerstückchen meinte. Mit einem Militärpaß, den er gefälscht hatte, operierte er in ungemein geschickter Weise. Sein Haupttrick war folgender: Er stieg unter einem erstrangigen Hotel ab und sagte, daß sein Gepäck erst nach einer bestimmten Frist eintreffen könne. Als dieser Tag gekommen war, bat er den Eigentümer des Hotels, ihn auf den Bahnhof zu begleiten. Dort angekommen, lud er den Ahnungslosen zu einer Flasche Wein im Restaurationsssaal ein und erhob sich nach einigen Minuten, angeblich, um das Gepäck auszulösen. In Wirklichkeit aber bestieg er schnell ein Auto und fuhr in das Hotel zurück. Dort angekommen, erzählte er der Frau des Hoteliers, daß die Zollbeamten eine Menge Opium in seinen Koffern gefunden hätten und er eine hohe Strafe zahlen müsse. Er hätte aber das Geld nicht bei sich und ihr Mann bitte sie, es ihm — Michel — zu

leihen. Die Frau gab ihm die verlangte Summe sofort und nun eilte der Gauner nach dem Bahnhof zurück und wiederholte das Manöver bei dem Hotelier, der dem vornehmen Gast ebenfalls arglos das Gewünschte aushändigte. In zahlreichen Fällen konnte Michel über die Leichtgläubigkeit seiner Opfer triumphieren. „Oftmals,“ erzählte er mit zynischem Lächeln dem Untersuchungsrichter, „mußte ich mitten auf der Straße hell auflachen, so sehr amüsierte mich die Dummheit meiner lieben Mitmenschen.“ Es wäre der Polizei sicherlich nicht gelungen, ihn dingfest zu machen, wenn er nicht von einem seiner Komplizen namens Paul Aubert verraten worden wäre. Er und Aubert erschienen nämlich eines Tages bei einem Juwelier und verlangten, daß ihnen zwanzig goldene Chronometer zur Ansicht geschickt werden sollten. Als der Gehilfe des Geschäftsmannes in der „Wohnung“ Auberts erschien, fragte Michel, der eine Generalsuniform trug, was es koste, wenn auf alle diese Uhren eine Grafenkrone graviert würde. Der Gehilfe wußte das natürlich nicht, und der „Herr General“ stellte ihm in lebenswürdiger Weise sein Telephon zwecks Anfrage bei dem Chef der Firma zur Verfügung. Während der junge Mann in den Apparat sprach, machten sich die beiden Gentlemen mit den ungravierten Uhren aus dem Staube. Da jedoch bei der Teilung der Beute Meinungsdivergenzen entstanden, die ziemlich handgreiflicher Natur waren, denunzierte Aubert seinen Kompagnon und teilt nun natürlich mit ihm die Freuden der Untersuchungshaft, die bekanntlich in den französischen Gefängnissen keineswegs allzu große sind.

Aberglaube in hohen Kreisen. Bis hoch hinauf geht der Aberglaube, der 1913 als ein deutsches Unglücksjahr verkündet. In der Weissagung des letzten Mönches im Kloster Lehnin bei Brandenburg wird das Schicksal des Hohenzollernhauses vorausgesagt und sein Untergang, sobald der katholische Ritus wieder in Lehnin einziehe. Im letzten Jahre ereignete sich folgendes: Der Besitzer des Klostersgutes und der Klosterkirche in Lehnin verheiratete seine älteste Tochter an einen Kapitänleutnant der kaiserlichen Marine. Die Braut war evangelisch wie der Vater. Aber der Bräutigam war Katholik. Die Kaiserin erfuhr von der Heirat und der Möglichkeit, daß nun doch Lehnin durch diese Heirat in nächster Zeit in katholische Hände übergehen könnte. Der Gedanke ließ ihr keine Ruhe und machte auch dem Kaiser Kopfzerbrechen. Der Landrat, der Regierungs- und Oberpräsident wurden aufgeboten, bis der Besitzer mit der hübschen Tochter endlich in den Verkauf des Klostersgutes einwilligte. Er kaufte sich dafür ein Rittergut in der Mark Brandenburg. Aber als er verkauft hatte, gestand ihm der Landrat beim Diner den wahren Grund des Kaufs und nun ärgerte sich der Verkäufer gewaltig, daß er um so billigen Preis das Klostersgut abgegeben hatte. Und weil er auch nicht einmal einen Orden gekriegt hat, ist er im Aerger hingegangen und hat die ganze Sache an die Öffentlichkeit gebracht. Lehnin aber ist von der Kaiserin zu einem Diakonissenstift gemacht worden, in dem Diakonissen herangebildet werden und ein Erholungsheim haben. So hat die Kaiserin bewirkt, daß das Kloster nicht katholisch wurde und Hohenzollern weiter nicht zu fürchten haben.

Kiderlen-Wächter und seine Bulldogge. In den Tagen, da Kiderlen mit Cambon jene von ganz Europa mit Spannung beobachteten Verhandlungen über das Marokkoabkommen führte, erzählten die „Annales“ von dem kürzlich verstorbenen Staatssekretär zwei hübsche Geschichten, in denen seine Bulldogge eine Rolle spielt. Als Ki-

derlen seinen Posten in Budapest verließ, um während des Urlaubs von Marschall die Geschäftsführung der deutschen Gesandtschaft in Konstantinopel zu übernehmen, machte diese Bulldogge des Herrn von Kiderlen, von der er sich nie trennte, von sich reden. Damals besuchte er seinen österreichisch-ungarischen Kollegen, den Grafen von Pallavicini. Im Vorzimmer traf er einen Freund, der ihm einige Augenblicke zurückhielt, während die Tür zu dem Arbeitszimmer des Grafen schon geöffnet stand. Diesen Moment benutzte die Bulldogge, um bei dem Gesandten einzutreten. Pallavicini, fast blind und ein wenig taub, hört ein Geräusch auf dem Teppich und glaubt, der Vertreter Deutschlands sei bei ihm im Zimmer. „Guten Tag, mein teurer Kiderlen,“ ruft er ihm zu, „haben Sie gute Nachrichten aus Berlin?“ — Keine Antwort. — Sehr erstaunt wiederholt er seine Frage, aber er hört nur ein schnupperndes, kratzendes Geräusch. Da tritt der wirkliche Kiderlen ein. Er lachte laut bei dem Gedanken, daß man seinen Hund für ihn gehalten hatte, und meinte dann nachdenklich: „Uebrigens wäre meine Bulldogge ein ausgezeichneter Gesandter, besonders in Konstantinopel, wo es sich noch mehr ums Beißen als ums Bellen handelt.“ Als er später zum Minister ernannt wurde und sich dem Kaiser, der sich damals in Kiel auf seiner Jacht „Hohenzollern“ befand, vorstellen sollte, ließ er anfragen, ob er in Begleitung seines Hundes an Bord kommen dürfe. „Es würde mir sehr schwer werden, mich von ihm zu trennen,“ so motivierte er sein seltsames Gesuch. Der Kaiser, der Originale durchaus nicht ungern hat, amüsierte sich über diese Bitte und erlaubte ihm, den Hund mitzubringen.

Die Schatten der großen Ausstellung. Mehr als zwei Jahre vor ihrer Eröffnung ist der Panama-Pazifik-Weltausstellung ausländische und staatliche Beschickung in einem Maße zugesichert worden, daß sie, nach Ansicht hervorragender Autoritäten auf dem Gebiete internationaler Ausstellungen, auf einem Punkte steht, auf dem sie das entsprechende Stadium irgendeiner früheren Ausstellung weit überragt. Innerhalb von zehn Monaten nach der vom Expräsidenten Taft erlassenen Einladung haben 24 Fremdnationen und 33 Staaten und Territorien sich zur Beschickung bereit erklärt. Diese 24 Fremdnationen sind: Guatemala, Haiti, Salvador, San Domingo, Honduras, Mexiko, Panama, Costa Rica, Peru, Bolivia, Japan, Ecuador, Uruguay, Kanada, Liberia, Frankreich, Nicaragua, Kuba, China, Portugal, Chile, Holland, Brasilien und Schweden. Von diesen Ländern haben Japan, China, Holland, Schweden, Portugal und Kanada bereits ihre Platzwahl getroffen. Eine Anzahl von anderen Ländern hat ihre Absicht kundgetan, die Ausstellung zu beschicken, und dürfte das Staatsdepartement in absehbarer Zeit hiervon in Kenntnis setzen. Der Staat New York hat 700.000 Dollar für seine Beschickung bewilligt, die anderen genannten Staaten haben Kommissionen ernannt, welche zum Teil San Francisco schon besucht und für Arrangements Beträge ausgeworfen haben, welche von 5000 bis 50.000 Dollar rangieren. Bewerbungen um Raum für Ausstellungsobjekte sind aus allen Teilen der Welt eingelaufen. Die Fläche, deren Benutzung bis jetzt zugesichert erscheint, beträgt 1.977.000 Quadratfuß. Die Eröffnung der Weltausstellung wird eine riesige Flottenrevue einleiten, an der sich wahrscheinlich die auserlesensten und neuesten Schiffe der Marinen der Großmächte beteiligen werden. Auch wird eine große internationale Regatta stattfinden, für deren Hauptereignis der kürzlich in San Francisco gewesene englische Sportsmann Sir Thomas Lipton eine wertvolle Trophäe gestiftet hat.

Sir Lipton sagte bei dieser Gelegenheit, er glaube, daß Yachten des deutschen Kaisers sowie des englischen und spanischen Königs teilnehmen würden. Auch auf dem Gebiete der Luftschiffahrt wird Erstaunliches geleistet. Eine Luft-Passagierbeförderungslinie wird für den Transport von Besuchern nach dem Ausstellungsgelände sorgen. Auf dem sportlichen Programm stehen außerdem Automobil-sportlichen Programm stehen außerdem Automobil-Tennis-, Krieket und andere populäre Spiele, welche sicherlich Künstlern auf diesen Gebieten Veranlassung geben werden, sich während der Weltausstellung ein Stellchen zu geben. Auf der anderen Seite wird die Beschickung der Nutzvieh-ausstellung Gelegenheit zu Pferderennen, Trabrennen, Polomatches und ähnlichen sportlichen Veranstaltungen geben.

Das Automobil des Tauchers. Die Wunder im Reiche der Technik mehren sich von Tag zu Tag. Unser skeptisches Geschlecht hat sich denn auch das Staunen bei der Fülle der neuen interessanten Erscheinungen abgewöhnt und verlangt dafür eine intensivere Kenntnis von den einzelnen Erfindungen. Eine der originellsten Erscheinungen ist das Automobil für Taucher, das kürzlich von einer Lübecker Fabrik im Meere erprobt wurde. Es ist eine Art Schlitten, in den sich der Taucher in voller Ausrüstung hineinsetzt und mit dem er dann in die Meerestiefe gemeinsam versinkt, während vom Boot aus, der Unterseeschlitten gezogen wird. Will der Taucher über eine Schlucht oder einen Felsen im Meere hinwegkommen, so stellt er, wie bei einem Flugzeug, ein Höhensteuer ein, das ihn samt seinem Wagen empornimmt, ebenso kann er seitliche Bewegungen mit einem Seitensteuer hervorrufen. So eilt er bald auf dem Grunde, bald über ihm hin und her, und sucht den Boden nach Minen, Torpedos, Wracks usw. ab. Besonders ist das Bergen verloren gegangener Torpedos und das Sichern von Unterseeminen eine wichtige Aufgabe für das Meeresautomobil. Auch für die Tiefseeforschung ist der Taucher Schlitten von Wert. Alle drei Stunden ist der Taucher allerdings gezwungen, an die Oberfläche des Meeres zu kommen, um frischen Atem in Gestalt einer Kali-Patrone zu schöpfen, die die ausgeatmete Luft des Tauchers absorbiert und erneuert. Will der Taucher an die Oberfläche, so füllt er zwei wulstartige Stahlluftbehälter, die sich am Schlitten befinden durch Einstellen eines Hebels aus einem Preßluftbehälter an und steigt dann sofort empor und schwimmt so lange mit seinem Schlitten auf der Meeresoberfläche, bis er ins Boot genommen wird. Von Tiefen unter 40 m ab, muß der Unterseeschlitten Scheinwerfer mit sich führen.

Die höchste Fernsprechstelle der Erde. Die bisherige höchstgelegene Fernsprechstelle, die sich in einer Höhe von 3100 Metern befand, ist jetzt an die zweite Stelle gerückt. Den neuen Rekord hat vor einiger Zeit die Monte Rosa, auf dessen Gipfel sich in einer Höhe von 4638 Metern die jetzige höchste Fernsprechstelle der Erde befindet, aufgestellt. Recht bemerkenswert ist die Art, wie dieser Fernsprechapparat angebracht ist. Die Leitungsdrähte, die aus der Ebene in die Höhen geführt werden, liegen auf der letzten Strecke zwischen dem Col du Lys und dem Meteorologischen Observatorium, vollständig frei auf der Schneedecke (ohne jede Befestigung, da der Schnee gut isoliert).

## Das grösste Hotel der Welt.

New York, wo man schon so wie so auf Schritt und Tritt irgendeinem Superlativ, irgendeinem Größ-

ten, Teuersten, Höchsten begegnet, ist wieder um einen neuen Superlativ bereichert worden: um „das größte Hotel der Welt“. Es ist dies das Hotel „Mac Alpin“, das sich 26 Stock hoch an der Sixth Avenue zwischen der 33. und 34. Straße erhebt. Dieses Hotel schlägt alle Zahlenrekorde, außer dem Preisrekord. Es ist, obwohl mit allem erdenklichen Luxus ausgestattet, kein Luxushotel im Sinne des Holland House oder Hotel St. Negis. Die Preise sind vielmehr, nach amerikanischen Begriffen, sogar mäßig zu nennen. Für 6 Franken bekommt man schon ein kleines Schlafkabinett, für 12 Franken ein einigermaßen ansehnliches Zimmer, für 60 Franken schon eine kleine Zimmerflucht. Im Hotel Mac Alpin kann also auch ein einfacher Millionär eine seinen bescheidenen Einkünften angemessene Unterkunft finden. Das neue Hotel etikettiert sich denn auch mit Recht als ein „Hotel für die Mittelklassen“, denn in diesem Wunderlande gibt es ja bekanntlich nur Multimillionäre, Millionäre — und Hungerleider.

Das Hotel Mac Alpin kann in 1600 Zimmern 2500 Personen Unterkunft gewähren. Die Hotelleitung rechnet damit, daß täglich 1000 Reisende in dem Riesenhotel absteigen. Die öffentlichen Räume, insbesondere die Restaurationsräume, weisen dementsprechend auch ganz gewaltige Dimensionen auf. Im Grill-Room, der sich einen Stock tief unter der Erde befindet, finden 1000 Personen bequem Platz. der Hauptspeisesaal zu ebener Erde bietet 800 Gästen Raum, im Galafestsaal im 26. Stock können sogar 1200 Personen untergebracht werden. Architektur und Einrichtung des Riesenbaues sind auf einen Ton gestimmt, auf den der italienischen Renaissance mit einem Stich ins Protzenhafte. Verblüffend wirkt das drei Stock hohe Vestibül aus Marmor und Onyx und mit farbenprächtigen Wandgemälden von Gilbert White. Hunderte von Stühlen, Sesseln und Sofas bieten den männlichen Gästen des Hotels Gelegenheit, hier nach amerikanischer Sitte ein paar Stunden des Tages herumzulümmeln. In der „Bar“ hängen einige sehr wertvolle Reproduktionen Doréscher Illustrationen zu Balzac. Auf der Galerie des Vestibüls hängen sechs Riesengobelins mit Darstellungen aus der Geschichte der Stadt New York. Die Leitung des Hotels hat ein paar bemerkenswerte neue Einrichtungen getroffen. So ist das gesamte sechste Stockwerk mit rund hundert Gastzimmern alleinreisenden Damen reserviert. Es ist sozusagen ein Hotel im Hotel, mit eigenen Restaurationsräumen und ausschließlich weiblicher Bedienung. Der 22. Stock wiederum ist alleinreisenden Herren reserviert, die des Schutzes einer Gattin oder Schwiegermutter entbehren. Die Hotelleitung nimmt sich ihrer mit rührender Sorgfalt an und ist bemüht, sie vor allen Anfechtungen zu bewahren. Sogar das Stubenmädchen ist aus diesem Stockwerk verbannt, die Bedienung wird ausschließlich von Japanern besorgt.

Auch sonst ist im Hotel Mac Alpin für eine strenge Trennung der Geschlechter Sorge getragen. Es gibt getrennte Lese-, Schreib- und Empfangszimmer für Damen und Herren, nur das Hauptrestaurant gilt als neutraler Boden. Auf dem Dache des Hauses, also 27 Stockwerke hoch über der Straße, werden im Sommer große Dachgärten geschaffen. Man hat von dort bei klarem Wetter einen wunderbaren Rundblick auf Groß-New York und die benachbarten New Jersey-Städte. Das Hotel Mac Alpin wird von einer Gesellschaft betrieben, deren Hauptaktionär der schwerreiche Bruder Cha I. de Ex-Präsidenten Taft ist. Sechs Stunden nach Eröffnung des Hotels waren über 600 Zimmer besetzt.

## Feuilleton.

# Die Schuld des Vaters

Von Freifrau G. v. Schlippenbach.

### 1. Kapitel.

Am Rande der Steppe, da, wo der Wald sie mit seinen uralten Bäumen begrenzt, lag Datnofka, das Gut des Fürsten Wladimir Borissowitsch Arbutin. Das schloßartige, massive Gebäude erhob sich weiß und leuchtend gegen die dunkle Rückwand der hohen Tannen und Föhren ab, man sah es schon einige Werst entfernt und am Abend leuchteten die Fensterscheiben, wenn heitere Gesellschaft die Nachbarn in dem geselligen Heim des russischen Magnaten vereinte. Fürst Wladimir Borissowitsch war aber nur zeitweilig in Datnofka, er lebte für gewöhnlich in Petersburg, wo er am Zarenhofe eine verantwortliche Stellung einnahm. Der Fürst liebte sein Herrscherhaus mit der Loyalität eines vornehmen, patriotischen Herzens, aber ebenso groß war seine Auhänglichkeit für das alte Erbgut seiner Ahnen. Er war nie so glücklich, als wenn er wieder die Schwelle seines stolzen Heimes betrat, wenn er wieder der Gutsherr von Datnofka sein durfte. Die Uniform wurde mit der bequemen Zivilkleidung vertauscht, Fürst Arbutin streifte den Zwang höfischer Etikette ab und genoß das Landleben mit seiner Freiheit. Von seinen Beamten geliebt, von den Nachbarn fröhlich begrüßt, von allen geehrt und bewundert, gehörte Wladimir Borissowitsch zu jenen Menschen, über die sich das Füllhorn des Glückes ergießt, denen die Schatten des Lebens fern bleiben.

Seine Gemahlin gehörte den baltischen Ostseeprovinzen an und war eine feingebildete edle Frau, die mit dem Gatten in glücklichster Ehe lebte. Drei blühende Kinder waren dem Herzensbunde entsprossen; ein Sohn und Erbe und zwei allerliebste, kleine Mädchen waren der Stolz und die Freude ihrer Eltern.

Fürst Arbutin hatte die Verwaltung seiner Güter, denn außer Datnofka besaß er deren noch zwei, seinem früheren Schulkameraden Peter Gesimowitsch Nekrassow übergeben, und immer wieder gratulierte er sich zu der Wahl dieses tüchtigen, ihm treu ergebenen Mannes, der eine Musterwirtschaft eingeführt, um die ihn die anderen Gutsbesitzer oft beneideten. Auf Datnofka stand der Wald noch in seiner vollen Pracht. Fürst Arbutin war ein leidenschaftlicher Jäger; der Reichtum an Wild war in seinen Wäldern unübertroffen. Im Herbst erklang des Jagdhorns fröhlicher Ton, die buntgefleckte Meute bellte. Im goldenen Septembersonnenschein zogen die Jäger aus, um abends mit reicher Beute heimzukehren, von der noch immer schönen Hausfrau herzlich willkommen geheißen.

Viele von den russischen Edelleuten vergeudeten das Erbteil ihrer Väter in Petersburg und Moskau. Da mußte Geld und immer wieder Geld herbeschafft werden. Die Stämme der Bäume fielen unter der blanken Axt, weite Strecken wurden abgeholzt und so das Gut entwertet. Auf den Flüssen beförderte man das Holz weiter; für kurze Zeit füllte der Säckel sich, um bald wieder leer zu sein.

Arbutin hätte lieber einen Finger der Hand verloren, ehe er dem Beispiele seiner Nachbarn folgte. Freilich besaß er ein großes Vermögen, das zu seiner Stellung und zu seinem Titel paßte. Seine Gemahlin, Ljuba Pawlowna, geborene Baroness Tollin, erbte ein herrliches Gut in Livland und vermehrte den Reichtum des fürstlichen Hauses.

Die Wohnung des Verwalters Peter Gesimowitsch Nekrassow lag eine halbe Werst von dem Herrenhause entfernt. Das hübsche villenartige Gebäude war von Bäumen umgeben. Auch von hier übersah man die weite Steppe, die, fern am Horizont waldbegrenzt, sich fast unabsehbar dehnte. Heute leuchtete sie in bunter Pracht. Die goldene Augustsonne lag auf der weiten Fläche, die von zahllosen Blumen bedeckt war. Dazwischen wogte hohes Gras, und über den Kelchen der Blüten gaukelten bunte Falter; fleißige Bienen summten und die braunen, behenden Murmeltiere schlüpfen hin und her. — Es liegt ein eigentümlicher, mächtiger Zauber über diesem Landschaftsbilde. Die Eingeborenen jener Genden leiden an Heimweh und sehnen sich, gleich den Schweizern nach ihren Bergen, nach der einsamen Großartigkeit der Steppe zurück, die für sie einzig in ihrer Art ist.

Gleich seinem Herrn, dem Fürsten Arbutin, war Nekrassow mit einer Deutschen verheiratet. Er hatte sie, als er noch in Ostpreußen die Landwirtschaft erlernte, kennen gelernt und sich heimlich mit ihr verlobt. Da beide arm waren, mußten sie lange warten, bis sie sich endlich heiraten konnten.

Anna Karlowna war Erzieherin gewesen. Sie vertauschte ihre Abhängigkeit gern mit dem bescheidenen Lose an der Seite des geliebten Mannes, dem sie in treuer Liebe ergeben war. Mit der Zeit verbesserte sich die anfänglich kärgliche Stellung Nekrassows, Arbutin engagierte den Schulfreund, der bisher auf einem Nachbargute Verwalter gewesen war.

Der Fürst knauserte nie mit der Gage derer, die ihm dienten, und er hatte für Peter Gesimowitsch das warme Interesse gemeinsamer Jugenderinnerungen.

Sehr behaglich sah es in dem Verwalterhause aus. Eine sorgfältig waltende Frauenhand war überall bemerkbar, sowohl in den hellen, freundlichen Stuben, als auch in dem gepflegten Garten, in dem herrliche Rosen blühten und der Rasen wie geschnittener Samt prangte. Unwillkürlich mußte man denken: „Hier waltet eine deutsche Hausfrau, die alles in peinlicher Ordnung und Sauberkeit erhält.“

Frau Anna spähte heute ungeduldig nach ihrem Manne aus. Vor einer halben Stunde war die Post angekommen, die der alte Feodor täglich von der Station abholte, die etwa zwei Werst entfernt lag. Ein Städtchen von zirka 4000 Einwohnern lag dicht daneben. Um dorthin zu gelangen, mußte man durch den Wald, der zu Datnofka gehörte. Der Postbote war überall geru gesehen; er brachte die Zeitungen und Briefe auf die Güter und auch die Neuigkeiten, die sich in der Nachbarschaft zutrugen. Fast alle Familienergebnisse erfüllte man zuerst durch diese Chronik der Umgegend.

Nachdem Feodor Jerassinow von Frau Nekrassow mit einem kräftigen Frühstück und einem Gläschen Kornbranntwein gelobt worden war, setzte er seinen Weg fort. Er benützte einen kleinen, niederen Wagen zu seinen Rundfahrten, ein häßliches, struppiges Pferd zog ihn und ein gelber Wolfshund lief bellend nebenbei. Dieses ungewöhnlich kluge Tier hieß „Orly“; es war allgemein ob seiner Bosheit gefürchtet.

„Orly, Orly!“ rief eine helle Stimme und ein allerliebstes, etwa zwölfjähriges Mädchen eilte aus dem Garten auf den Hund zu. „Da, mein alter Kerl, da hast du etwas Gutes. Wie es ihm schmeckt,“ lachte es, als der Hund hastig nach dem Butterbrote schnappte.

Die kleine, zarte Haut liebte dabei den Kopf des bösen Tieres, das es sich ruhig gefallen ließ.

„Fürchtet Ihr Euch nicht, Täubchen?“ fragte

Feodor. „Orly läßt sich sonst ungern solche Störung beim Fressen gefallen.“

„Fürchten?“ fragte das kleine Ding erstaunt. „Ich fürchte mich nie, und Orly und ich sind ja alte Freunde; nicht wahr, mein Tierchen?“

Bei diesen Worten schlang das anmutige Geschöpf beide Arme um den Hals des Hundes und neigte das Köpfchen über ihren Freund, so daß ihre dunklen, seidenweichen Haare über ihr rosiges Gesichtchen fielen. Der alte Mann stand lächelnd daneben und blickte auf die hübsche Gruppe.

„Ja“, sagte er, „Ihr kennt den Orly schon sieben Jahre, als Ihr nach Datnofka kamet, waret Ihr ein kleines Ding.“

„Habt Ihr einen Brief aus Amerika gebracht, Väterchen?“ fragte die Kleine. „Ich bin immer so glücklich, wenn mein lieber Papa wieder einmal schreibt — ich — ich sehne mich oft grenzenlos nach ihm.“

Ein trüber Schatten flog über ihr Gesicht, und die strahlenden, dunklen Augen schimmerten feucht unter den langen schwarzen Wimpern.

„Ja, es war ein Brief mit amerikanischen Postmarken da“, entgegnete Feodor.

„War er an mich?“ rief sie lebhaft.

„Nein, an Peter Gesimowitsch“, lautete die Antwort.

„Leb' wohl, Väterchen, ich muß Tante Anna fragen, was mein Papa schreibt.“

Mit diesen Worten eilte das Kind ins Haus.

„Tante, Tante, hast du Papas Brief gelesen?“ rief das Mädchen mit leidenschaftlicher Ungeduld.

„Nein, Daisy, der Brief ist an Onkel adressiert.“

„Ach, wenn er doch bald käme“, seufzte die Kleine, „aber bitte, gib mir Papas Brief wenigstens nur für einen Augenblick, ich muß ihn sehen und fühlen.“

„Wie ungestüm du bist, Kind“, bemerkte Frau Anna mit sanftem Tadel, indem sie das wirre Haar aus der heißen Stirne Daisys strich, „da, da hast du den Brief, Kleine.“

Das Mädchen ergriff den Brief. Sie war plötzlich sehr still geworden; eine helle Träne fiel auf die Adresse, die von einer großen, festen Handschrift geschrieben war. Der Poststempel San Francisco stand auf dem Umschlage.

Daisy blickte lange auf die Buchstaben nieder, und plötzlich warf sie sich in die Arme Annas und schluchzte leise.

„Warum weinest du, Seelchen?“ fragte Frau Nekrassow liebevoll und zog die leichte Gestalt auf ihren Schoß. „Bist du bei uns unglücklich? Fehlt dir etwas?“

„Nein, nein — Onkel und du seid so gut! Ich liebe euch und Kolja und Nastja, aber ich möchte Papa bald wiedersehen. Nun ist er wieder drei Jahre fort und wird vielleicht noch lange, lange fern bleiben. Warum muß ich von ihm getrennt leben?“ schloß sie, und es flammte wie Trotz in den beweglichen Zügen auf.

Mit einem zärtlichen, bedauernden Ausdrucke blickte Anna auf das weinende Kind nieder. Ein großes Mitleid lag in ihren freundlichen Augen, das Mitleid mit einem unschuldig leidenden Wesen.

„Beruhige dich, mein Seelchen, vielleicht bringt dieser Brief dir die ersehnte Kunde eines Wiedersehens von deinem Papa; ich glaube es fast.“

Daisy sprang auf, und ein heller Jubellaut drang über ihre Lippen; sie faltete die Hände in ihrer Erregung.

„O, dann hat Gott mein Flehen erhört!“ rief sie. „Neulich habe ich in der Kirche von Vernowka inbrünstig darum gebetet und meiner heiligen Patronin eine geweihte Kerze gebracht.“

„Geh jetzt in den Wald, mein Kind. Gleich hinter

dem Garten findest du Kolja und Nastingka mit der alten Darja. Bringe ihnen Vesperbrot. Sieh, auch für dich habe ich einige Birnen und ein Stück Kuchen in das Körbchen gelegt. Um sieben Uhr ruft die Glocke euch zum Abendessen heim; dann sollst du hören, was dein Vater schreibt.“

Fröhlich hüpfte Daisy fort, nachdem sie Tante Anna stürmisch geküßt hatte.

„Sie gleicht immer mehr ihrer armen Mutter, meiner geliebten Jugendfreundin“, dachte Frau Nekrassow, als sie allein blieb. „Aber jene war sanft und ruhig, Daisy hat den leidenschaftlichen Charakter des Vaters. Möchte sie nicht auch seine Heftigkeit zügellos in ihrem Leben walten lassen; sie hat ihm Schaden gebracht. Armes Kind, wenn du wüßtest — Gott wolle dir immer das ferne halten, was dir bisher verborgen geblieben ist. Wenn Peter nur bald käme! Auch ich kann es gar nicht erwarten, den Brief zu lesen; ich glaube, er enthält Wichtiges für unser geliebtes Pflegekind, das wir seit sieben Jahren unter unserer Obhut haben durften.“

„Ah! Da kommt mein Mann!“

Frau Nekrassow trat auf die Treppe und erwartete den Reiter, einen breitschultrigen Vierziger, dessen blühendes, freundliches Gesicht mit den hellblauen Augen ihr fröhlich zulächelte.

„Nun, Annuschka, was gibt es?“ fragte er, als sie in den kühlen Hausflur traten. „Du hast ein ernstes Gesicht. Ist dir etwas Unangenehmes zugestoßen, die Kinder —“

„Sind wohl, ebenso unser Pflegeöchterlein.“

„Nenne sie nicht so. Ich liebe sie nicht weniger als unseren eigenen Jungen und Nastja.“

„Und doch fürchte ich, daß wir sie nicht mehr lange bei uns behalten werden, Petja“, sagte Anna. „Eben ist ein Brief von Soltjakow angekommen. Du weißt, er schrieb uns schon neulich, daß er Daisy in ein Pensionat zu geben wünsche, und aufrichtig gesagt, ich finde es selbst besser, da ich allein sie nicht unterrichten kann. Sie muß auch mit Altersgenossinnen verkehren, unsere Kinder sind viel jünger als sie.“

Das Ehepaar war in das Speisezimmer getreten.

Nekrassow setzte sich nachdenklich in den großen Lehnstuhl und bat seine Frau, ihm eine Erfrischung zu bringen, er sei durstig.

„Es ist so, wie du dachtest“, sagte er, als Frau Anna wieder in das Zimmer trat. „Ilja Georgewitsch ist schon unterwegs nach Europa. Er selbst will seine Tochter abholen, um sie in eine Pension nach Genf zu bringen, wo sie vier Jahre bleiben soll, um ihre Erziehung zu beenden. Hier ist eine Einlage für Daisy, ihr Vater schreibt ihr wohl selbst darüber. Wie schwer wird uns der Abschied fallen.“

„Ja, auch ich mag nicht daran denken, Petja“, stimmte Anna bei. „Glaubst du, daß —“, sie senkte die Stimme und flüsterte ihrem Manne etwas ins Ohr. In leisem Gespräche saßen sie zusammen, das Schicksal des jungen Wesens erwägend, das ihrem Herzen teuer war.

„Daisy aber tollte wie ein sorgenloses Kind mit dem kleinen Kolja und seinem kleinen Schwesterchen im Walde umher. Sie spielten Versteck, und der Jubel der kleinen Stimmen hallte lustig wieder. Im Augenblick hatte Daisy alles vergessen und gab sich ganz der Lust des Spieles hin. Die beiden Sprossen der Nekrassow zählten erst sechs und vier Jahre, und so oft sehnte sich das heranwachsende Mädchen nach gleichaltrigen Genossen. Nur wenn der Fürst nach Datnofka kam, fand Daisy Soltjakow Gesellschaft an den Töchtern Arbutins, die im Smolnischen Stifte in Petersburg erzogen wurden.“

Mit Boris, dem Sohne des Fürsten, der vier Jahre älter als Daisy war, führte sie einen fortwährenden Krieg, der sich in Neckereien äußerte, denen aber bald Versöhnung und gute Kameradschaft folgte.

Boris Wladimirowitsch war im Petersburger Pagenkorps. Er war ein hübscher, blonder Junge, der heimlich für Daisy schwärmte, es ihr aber nicht zeigen wollte, denn: „Mädchen werden leicht eitel“, dachte er in seiner sechzehnjährigen männlichen Würde, „und Daisy ist unausstehlich schnippisch. Wenn ich erst Offizier bei den Leibhusaren bin und sie eine junge Dame, so werde ich ihr die Cour machen und sie heiraten.“

Als die Kinder müde vom Spielen waren, setzten sie sich und Daisy erzählte ihnen ein wunderschönes Märchen von der Wassernixe, die verzaubert im See lebte und nur des Nachts auf die Erde kam, um die Menschen durch ihren Gesang in den Traum zu wiegen.

Kolja und sein Schwesterchen lauschten aufmerksam. Dann liefen sie zu ihrer Wärterin Darja und gingen mit ihr Blumen pflücken. Daisy lehnte an dem Zaun, der den Garten vom Walde trennte. Ihre eben noch so heiteren Augen sahen plötzlich ernst in die Weite. Die Steppe lag im Scheine der untergehenden Sonne friedlich da. Die bunten Falter und die Bienen hatten sie verlassen, die Schatten des Abends krochen über die weite Fläche.

Das Mädchen hatte den Arm aufgestützt. Sie dachte über ihr kurzes Leben nach. Sie dachte an ihre vor sieben Jahren verstorbene Mutter, an die schöne, zarte Frau, die so früh Mann und Kind verlassen hatte. Damals waren sie nicht in Rußland gewesen — irgendwo in Deutschland — Daisy wußte nicht, wie der Ort hieß, ihre Erinnerungen waren lückenhaft. Nur eines Tages erinnert sie sich, da hatte der Vater die Mutter und sie verlassen, nachdem er beide umarmt. Er war totenbleich gewesen und Daisy klammerte sich weinend an ihn.

„Armes Kind!“ hatte er gesagt.

Warum diese Worte, bei denen die Mutter so bitterlich geweint hatte? Sie war sehr krank geworden; Tante Anna war gekommen und hatte sie gepflegt. Dann lag die Mutter im Sarge und Frau Nekrassow hielt die Waise in den Armen und küßte sie weinend. Sie nahm Daisy mit nach Datnofka; viele Tage und Nächte reisten beide, bis sie dort ankamen. — Hier erinnerte sich das Kind nicht mehr deutlich der nächsten Zeit. — Vor zwei Jahren war ihr Vater drei Wochen bei Nekrassows gewesen. Es war eine unvergeßliche Zeit für das Kind, das damals acht Jahre alt war. Sie wurde von Soltjakow verwöhnt und reich beschenkt. Ihr kleines, zärtliches Herz schloß sich leidenschaftlich an den Langentbehrten; es sehnte sich nach ihm, als er abreiste.

„Wohin gehst du, Papascha?“ fragte sie. „Darf ich mit dir?“

„Nein, mein Goldherz, aber einst werden wir immer zusammen sein. Du mußt deinen Vater immer lieb behalten. Willst du es mir versprechen?“

Es lag etwas so Qualvolles in seiner Stimme, daß das Kind erstaunt aufblickte.

„Wie blaß du bist“, sagte sie und streichelte seine Wange mit dem jedem weiblichen Wesen eigenen Bedürfnisse, zu trösten, „und wie du so fragen kannst, Väterchen. Natürlich werde ich dich immer, immer lieben.“

Seitdem hatte Daisy ihren Papa nicht wiedergesehen, aber in ihrem treuen Herzen lebte die Erinnerung an ihn und sie freute sich über jeden Brief, über seine Geschenke und über sein Bild, das er ihr

geschickt. Es hing über ihrem Bette und die Augen des Kindes schauten oft empor, während sich die Händchen falteten zum Gebete für den Fernen.

Daisy war müde geworden von dem Spiele mit den beiden Nekrassowschen Kindern. Sie legte sich in die Hängematte, die Darja zwischen den Bäumen befestigt hatte, damit die kleine Nastja hier ihr Mittagsschläfchen halten konnte. Die Hände unter dem Kopfe verschränkt, streckte sich der schlanke Körper des Mädchens behaglich aus. Sie schloß die Augen und träumte davon, wie es sein würde, wenn der liebe Papa wiederkäme. Ob er sie dann für immer zu sich nehmen werde? Ob sie in Rußland bleiben oder weit fort mußten?

Daisy war so tief in Gedanken, daß sie die leise näher kommenden Schritte überhörte; der weiche Boden dämpfte sie übrigens auch. Zwischen den Stämmen der Bäume erschien eine schlanke Knabengestalt im weißen Militärkittel. Es war Boris Wladimirowitsch, der Sohn des Fürsten Arbutin, der gestern nach Datnofka gekommen war und der Daisy Soltjanow noch nicht gesehen hatte. In der Hand hielt Boris eine lange Gerte von einem Haselnußstrauche; ein schelmisches Lächeln zuckte über sein durchtriebenes Jungengesicht.

„Ob sie wohl schläft?“ dachte er und blieb stehen. „Bei allen Heiligen, sie ist noch hübscher in den letzten Jahren geworden! Ich will sie wecken.“

Vorsichtig streckte er die Gerte aus und kitzelte das Mädchen damit am Munde. Daisy hob die Hand und scheuchte die vermeintliche Mücke fort. Dasselbe Manöver wiederholte sich einigemal; Boris konnte schwer seine Heiterkeit unterdrücken. Er machte eine unvorsichtige Bewegung. Da schlug sie die Augen auf — große, verträumte Augen, die sich nur schwer an das nüchterne Tageslicht zu gewöhnen schienen.

„Ach. Sie sind es“, sagte sie möglichst gleichgültig, „ich habe Sie schon lange erkannt.“

„Das ist nicht wahr“, sagte Boris lachend. „Sie dachten, eine Mücke sticht Sie.“

„Nein, das dachte ich nicht!“

„Doch, das dachten Sie wohl, Dosia Iljanowna.“

„Nennen Sie mich nicht Dosia, ich heiße Daisy“, sagte die Kleine würdevoll.

„Ich finde den Namen häßlich“, versetzte Boris neckend, „es ist gar kein russischer Name.“

„Ich weiß es, meine Mutter hieß so; sie war eine Engländerin.“

„Sie scheinen stolz darauf zu sein.“

„Ja, das bin ich auch!“ rief Daisy und wollte aus der Hängematte springen, aber Boris fing an, sie heftig zu schaukeln.

„Lassen Sie das, ich kann es nicht leiden!“ rief Daisy ärgerlich. „Es ist gräßlich, daß Sie wieder da sind, Sie benehmen sich wie ein kleiner Junge.“

Die Würde des Pagen fühlte sich durch diese Worte verletzt. Er hörte mit dem Schaukeln auf.

„Tun Sie nur nicht so, Sie freuen sich doch, daß ich da bin,“ sagte er leichtthin.

„Nein, gar nicht!“

„Das sollen Sie mit einem Kusse büßen, Dosia Iljanowna,“ erklärte Boris kategorisch, und ehe sie es hindern konnte, hatte er sie auf die Wange geküßt.

„Abscheulich!“

Sie wischte und rieb ihre Wange, dann wendete sie sich würdevoll ab und ging dem Hause zu. Er folgte ihr.

„Sind Sie mir wirklich böse?“ fragte er. „Ihrem alten Spielkameraden, mit dem Sie so viele fröhliche Stunden verbracht haben?“

Sie schwieg und ging schneller weiter.



„Daisy, mein Täubchen“, bittete er, „sollen Sie mich doch freundlich an.“

Er guckte ihr in das hübsche Gesicht, auf dem Unmut mit Lachen kämpfte; endlich siegte letzteres.

„Sie sind ein Taugenichts, Borja. Was soll man mit Ihnen machen?“

„Mir die Hand geben. So“, er haselte nach ihrer Hand und hielt sie fest, „einmal werden Sie doch meine Frau.“

„So? Das glaub' ich nicht. Solch einen Jungen nehm' ich gewiß nicht zum Manne.“

„Oho! Nun, ich bin in einigen Jahren Offizier und trage eine wunderschöne Uniform, rot mit goldenen Schnüren, dann werde ich Ihnen schon gefallen“, prahlte Boris.

„Wer weiß“, versetzte sie schnippisch. „Doch, nun leben Sie wohl, Herr Leutnant, wenn Sie Feldmarschall sind, fragen Sie gefälligst bei mir an. Ich empfehle mich gehorsamst.“

Daisy machte einen tiefen Knix und lief dem Hause zu.

„Ich möchte mich über sie ärgern“, dachte Boris, „aber sie ist zu reizend.“

Er sah der hellen Gestalt nach, bis sie im Verwalterhause verschwunden war, dann schlenderte er pfeifend dem Schlosse zu.

Daisy hält den Brief ihres Vaters in Händen und liest:

„Mein geliebtes Kind, mein alles, wenn Du diese Zeilen bekommst, bin ich auf dem Wege zu Dir. Ich habe so große Sehnsucht, Dich wiederzusehen, und will mit Tante Anna Deine weitere Erziehung besprechen. Du mußt nun bald Datnofka verlassen, um in ein gutes Pensionat einzutreten, wo Du gleichaltrige Freundinnen finden wirst. Nach einigen Jahren werde ich mich in Rußland ankaufen und Dich in unser neues Heim abholen, wo Du an meiner Seite hoffentlich glücklich leben sollst. Wird es nicht schön sein, meine Daisy, wenn wir uns nicht mehr zu trennen brauchen?“

Lebe wohl, mein Seelchen, es segnet Dich Dein treuer Vater

Ilja Georgewitsch Soltjakow.

San Francisco, 16. Juli 1895.“

Lange hielt Daisy den Brief im Schoße. Sie war sehr still, so daß Frau Nekrassow sie fragte:

„Nun, Kindchen, freust du dich?“

„Tante“, sagte das Kind, „warum mußte Papascha in den dunklen Augen lag eine stumme Frage, so lange fort sein? Andere Kinder haben ihren Vater immer bei sich.“

Frau Nekrassow antwortete nicht sogleich.

„Dein Papascha hat in Amerika Geschäfte“, sagte sie. „Er konnte nicht anders, er mußte drüben leben.“

„Dann hätte er mich mit sich nehmen sollen“, rief das Mädchen außer sich.

„Nicht so heftig“, beschwichtigte Anna und glättete das lockige Haar Daisys, „du mußt dich ohne Murren dem Willen deines Vaters fügen.“

Am späten Abend stand die Frau des Verwalters vor dem Bette ihres Pflegekindes. Daisy schlief fest; sie hielt den Brief in der Hand. Leise legte Anna die Rechte auf der Waise Stirn; ihre Lippen legten sich im stillen Gebete:

„Allmächtiger über den Sternen, laß das unschuldige Kind nicht für das leiden, woran sie keinen Teil hat. Gib ihr Glück und bewahre sie vor Kämpfen und Leid.“

Die jugendliche Schläferin bewegte sich in ihrem Bettehen.

„Papa, mein lieber guter Papa“, murmelte sie schlaftrunken mit einer zärtlichen Betonung, die

Frau Nekrassow zu Herzen ging.

Um dieselbe Stunde stand ein einsamer Mann auf dem Verdeck des großen Lloyd dampfers, der vom New-York nach Antwerpen ging. Ueber seinem Haupte flammten die Sterne, tiefer Friede lag über dem Meere, das, leise atmend, die gewaltige Brust hob und senkte. Alles schlief auf dem Schiffe, nur die wachhabenden Matrosen und der Steuermann waren auf und versahen still ihr Amt.

„Wäre es nicht besser, ich läge dort unten auf dem kühlen Meeresgrunde“, dachte der Reisende. „Die alte Wunde brennt wieder jetzt, wo ich heimwärts ziehe; in der alle Kräfte anspannenden Arbeit suche ich zu vergessen. Ja, wäre Daisy nicht, mein teures Kind! Für sie muß ich leben; sie soll reich und glücklich sein! Für mich verlange ich wenig mehr.“

Er begann rastlos auf und ab zu schreiten, Stunde um Stunde, bis das erste Morgenrot im Osten aufstieg; dann erst begab er sich in seine Kajüte.

## Zweites Kapitel.

„Papa, mein lieber guter Papa!“

Halb jubelnd und halb schluchzend ruft es Daisy, als der Zug auf der Station Vernowka hält, und ein hochgewachsener Mann aus dem Kupee erster Klasse hinaussieht. Sie streckt die Arme nach ihm aus. Ilja Georgewitsch Soltjakow springt elastisch aus Züge und umarmt sein so lange entbehrtes Kind. Beide sind so bewegt, daß sie zuerst gar nicht sprechen.

„Nun, mein Täubchen, da bin ich“, sagt Soltjakow endlich. „Freust du dich, deinen alten Vater wiederzusehen?“

„Du bist nicht alt“, ruft Daisy, und ihre zärtlichen Augen prüfen das Gesicht des schönen Mannes, der Nekrassow fast um Haupteslänge überragt. Es ist ein edel geschnittenes, stolzes Gesicht, auf dem des Mädchens Blicke ruhen. Daisy ist ganz still geworden. Sie hat den Arm Soltjakows genommen und geht mit ihm durch den Wartesaal. Nekrassows Equipage erwartet den Reisenden vor der Station. Er selbst lenkt die feurigen Traber, der Wagen geht durch den Wald.

„Ah! Heimatluft“, sagt Ilja Georgewitsch, und er atmet tief und strahlenden Auges den herbwürzigen Geruch ein, der aus Feld und Wiese, Baum und Strauch emporsteigt. „Endlich wieder in Rußland“, fügt er leise hinzu.

„Ja, es ist doch am schönsten in Vaterlande“, bemerkt Nekrassow und er fängt an, von der Gegend zu sprechen, von den Nachbarn und dem Schloßherrn von Datnofka.

„Ist Fürst Arbutin jetzt hier?“ fragte Soltjakow und es klang fast wie etwas Baugigkeit in dem Tone seiner Stimme.

„Jawohl, er und seine ganze Familie“, lautete die Antwort.

Ilja Georgewitsch ist verstummt; er hört nur halb auf den Redeschwall Nekrassows. Eine tiefe Falte gräbt sich zwischen die Augenbrauen Soltjakows und er atmet schwer; es klingt fast wie ein unterdrückter Seufzer.

„Papascha“, es ist Daisys weiches Händchen, das sich liebkosend in die ihres Vaters schiebt, „bist du traurig, Väterchen?“

Ein gequälter Ausdruck steigt in den dunklen Augen Iljas auf. Wird das Kind das erraten, was er verbirgt, wird sein Liebling einst sein Richter werden? Nein, nein, sie soll und darf nichts ahnen! Er erfrüge es nicht! Jedes Mittel um ihr den Glauben an ihn zu erhalten, scheint ihm erlaubt.

„Nein, mein Täubchen“, versetzt er nach einer

„Weile, ..ich bin müde von der weiten Reise, weiter ist es nichts.“

Sie betrachtete ihn genauer.

„Du hast schon viele weiße Haare“, sagte sie, „ich sah es nicht gleich, dann bist du doch alt.“

„Ja, mein Kind, ich sagte es dir, als wir uns begrüßten. Aber erzähle mir von dir. Bist du immer froh und glücklich gewesen?“

Daisy plaudert nun lebhaft. Sie spricht von allem, was sie erlebt hat, auch von Boreas Arbutin erzählt sie in ihrer kindlichen Art.

Soltjakow hört ihr scheinbar zu, aber er hört die Stimme der Kleinen wie aus weiter, weiter Ferne. Er denkt an eine andere Daisy — an sein totes, junges Weib. Wie ähnlich ist sein Töchterchen der Verstorbenen. Es sind dieselben grauen Augen mit der dunklen Umrahmung, dasselbe lockige, reiche Haar; bis in die kleinste Einzelheit erinnert das Kindergesicht an die Mutter. Ob Daisy auch dasselbe zarte Empfinden hat, die Fähigkeit, über alles zu lieben und an einem großen Weh zu verbluten? Wird die Vergangenheit aus ihrem Grabe erstehen und sich drohend zwischen Vater und Kind stellen? — — —

Sie sind angekommen. Frau Nekrassow begrüßt den Reisenden herzlich. In ihrem freundlichen Gesicht liegt dasselbe Mitleid, mit dem sie gestern das schlafende Kind betrachtet hat. Stumm reicht sie Ilja die Hand, die er an die Lippen zieht.

Es war ein seltsamer Abend, dieser erste, den Soltjakow in der Heimat verbrachte. Alles erschien ihm wie ein Traum; nur das eine ist Wahrheit: das alte wogende Leid seines Lebens. Im harten Kampfe ums Dasein trat es zurück. Warum wachte es jetzt wieder auf? —

„Väterchen segne mich“, bittet Daisy, als sie später wie gewöhnlich schlafen geht. Ihre Augen sind halb verschleiert von den langen Wimpern.

Soltjakow zuckt zusammen. Muß sein Segen sich nicht in Fluch verwandeln? Hat er das Recht, die Hand auf seines Kindes Haupt zu legen — diese Hand, die einst — Er denkt es nicht aus, er schaudert; kalt läuft es über seinen Rücken.

„Väterchen segne mich“.

Noch einmal dieselbe kindliche Bitte.

Er muß sie erfüllen.

„Gott und die Heiligen mögen dich segnen, mein Seelehen“, murmelte er. Dann hebt er die leichte Gestalt auf starken Armen empor, und es flammt trotzig in dem scharf geschnittenen Gesicht des Mannes auf. Ja, er ist fest entschlossen, sich die Liebe seiner Tochter zu erhalten; er will darüber wachen, daß sie nichts erfährt — um jeden Preis will er es tun.

Lange sitzen Nekrassows mit ihrem Gaste zusammen; sie beraten sich. Soltjakow erzählt von seinem Leben jenseits des Meeres. Er ist ein wohlhabender Mann geworden durch eigene Tüchtigkeit und harte Arbeit.

„Mit einem kleinen Barvermögen ging ich nach Amerika“, erzählte er. „In San Francisco fand ich eine Stelle in einem Bankgeschäft als russischer Korrespondent. Ich spekulierte mit Glück, kam zu Geld und kaufte Land, das sich als reich an Edelmetallen erwies. Noch ist es nicht exploitiert; ich will zurück, um weiteren Nutzen daraus zu ziehen.“

„Und Daisy wollen Sie in eine Pension nach Genf geben?“ fragte Frau Nekrassow.

„Ich wollte es, aber seitdem ich sie wiedersah, fühle ich, daß ich mich nicht mehr von ihr trennen kann.“

„So nehmen Sie sie wohl mit hinüber?“

„Ja, es wird das Beste sein.“ Soltjakow zögerte einige Sekunden, dann sagte er gepreßt: „Wenn

nur nicht das Heimweh wäre; ich leide oft namenlos darunter.“

„Kaufen Sie sich an“, riet Nekrassow, „wenn Daisy nach vier Jahren erwachsen ist, so kehren Sie in das Vaterland zurück. Es gibt hier mehrere Güter, die verkauft werden sollen. Ich würde das Geschäft übernehmen, bis Sie selbst wieder in Rußland sind.“

Soltjakow blickte düster zu Boden. Er wollte reden, aber das Wort blieb ihm in der Kehle stecken.

Frau Nekrassow erriet, was er sich auszusprechen scheute.

„Fürchten Sie nichts“, sagte sie leise, „niemand als Peter und ich wissen etwas von der Vergangenheit, die Sie quält; Ihr trauriges Geheimnis ist bei uns sicher.“

„Ich weiß es — aber ich bange davor, Menschen, die ich in der Jugend kannte, zu begegnen. Arbutin ist oft bei meinen Eltern im Hause gewesen; er hat mich als Knaben gesehen. Der Name Soltjakow wird ihm auffallen, er stand vor sieben Jahren in den Zeitungen, damals, als ich — —“

„Lassen Sie das Einst ruhen“, bat Frau Nekrassow weich, „kein Mensch denkt mehr an jene Episode, und ich glaube auch kaum, daß die russischen Zeitungen etwas über das brachten, was Ihr Leben trübt.“

Den Kopf in die Hand gestützt, saß Ilja Georgewitsch da. Wie wohltuend berührten ihn die Worte der edlen Frau, die an dem Sterbebette seines Weibes gestanden, die seinem verwaisten Kinde bisher eine Mutter gewesen war.

„Sie sind ein Engel, Anna Karlowna“, sagte Ilja endlich. „O, Sie verstehen mich, Sie wissen, daß nichts als mein unglücklicher Jähzorn schuld war; ich habe es hart geübt.“

„Das Leben liegt vor Ihnen, Sie sind noch lange nicht vierzig“, fiel Peter Nekrassow seiner Frau ins Wort, „die besten Mannesjahre kommen erst, und mit ihnen Glück und Freude. Vertrauen Sie auf Gott; er wird bei Ihnen sein — bei Ihnen und Ihrem Kinde“.

„Ihr guten, treuen Menschen“, sagte Soltjakow gerührt, „wie danke ich euch!“

Und er streckte ihnen beide Hände entgegen. Während es in seinen Zügen arbeitete, gab er sich doch Mühe, die Rührung zu bewältigen, die ihn übermächtig packte.

Am anderen Tage schon sah Soltjakow den Fürsten wieder. Er wurde von ihm sehr herzlich empfangen und gleich zur Jagd eingeladen. Ilja Georgewitsch nahm dankend an. Eine große Ruhe war über ihn gekommen seit jenem ersten Abend und dem Gespräche Nekrassows. Der Mann, der so lange der geliebten Heimat fern gewesen war, gab sich ihrem Zauber wieder voll und ganz hin. Er setzte seine große, persönliche Liebenswürdigkeit ein, um zu gefallen, was ihm auch gelang. Auf allen Gütern der Nachbarschaft lud man den interessantesten Besuch der Nekrassows ein; alle Türen öffneten sich ihm mit der den Russen eigenen Gastlichkeit.

„Sie müssen in der Gegend bleiben“, so hieß es allenthalben, und man machte ihm mehrere vorteilhafte Anerbieten, um ein Gut zu kaufen. Soltjakow lehnte lachend ab. Er müsse noch einige Jahre nach Amerika gehen, später käme er vielleicht für immer in die Heimat.

Nach drei Wochen schon reisten Daisy und ihr Vater ab. Der Abschied von ihren Pflegeeltern fiel dem Mädchen wohl schwer, aber die Freude, nun ganz bei ihrem geliebten Vater zu bleiben, überwog alles. Soltjakow hatte seinem Kinde versprechen müssen, es gleich mit sich zu nehmen. In San Francisco gab es Pensionen für junge Damen. Warum sollten sich die beiden Menschen trennen, die so eng

zu einander gehörten?

„Seelchen“, sagte der Page, „vergiß mich nicht.“

Von Boris Arbutin nahm Daisy auch Abschied. In der Erregung des Abschiedes dazte er sie.

Daisy lachte, und doch waren ihr die Tränen nahe.

„Gib mir eine Locke von deinem Haar“, bat Boris.

„Ach, Unsinn, wozu?“

„Ich will sie immer bei mir tragen“, versicherte der Knabe ernsthaft, und ehe Daisy es sich versah, hatte er sie umfaßt.

„Was gibst du mir zum Andenken?“ fragte sie.

„Hier dieses kleine Heiligenbild“ — er nestelte eine silberne, ovale Platte unter seiner Pagenuniform hervor — „es ist die heilige Feodosia“. Willst du das Bildchen tragen, Täubchen?“

„Ja, obgleich ich nicht Feodosia heiße“, entgegnete Daisy.

„Usern alte Streit“, meinte Boris. „Doch nun gib mir die Locke, hier ist eine Schere, ich brachte sie gleich mit.“

„Sieh doch einmal! Also warst du schon so sicher, daß ich deine Bitte erfülle“, schmolte das Mädchen, aber sie ließ es ruhig geschehen, daß Boris eine lockige, glänzende Strähne ihres Haares abschneidete und sie in der Brusttasche seiner Pagenuniform barg.

„Nun gib mir einen Kuß, Täubchen!“

Sie wollte erst nicht, aber er tat ihr doch leid; er sah wirklich betrübt aus, der arme Junge. Gehorsam bot sie ihm den blühenden Mund dar. Vier junge, unschuldige Lippen berührten sich. Dann lief Daisy davon. Er sollte es nicht merken, wie schwer ihr der Abschied von dem trauten Spielgefährten wurde.

### Drittes Kapitel.

„Mein lieber Ilja Georgewitsch!“

Nun sind es vier Jahre, daß Sie nach Datnofka kamen, Daisy muß eine erwachsene, junge Dame sein, und sie muß sehr hübsch geworden sein nach dem Bilde, das sie uns schickte. Meine Frau und ich sehnen uns sehr nach unserem geliebten Pflegekind und können die Zeit kaum erwarten, in der Sie und Ihr Kind unsere Nachbarn werden. Ich habe Ihrem Wunsche gemäß das Haus neu tepezieren und renovieren lassen. Der Garten, der arg vernachlässigt war, sieht dank dem Moskauer Kunstgärtner sehr hübsch aus. Anna und ich haben die fehlenden Möbel gekauft und hoffen, alles nach ihrer Zufriedenheit ausgeführt zu haben. Auch Dienstboten sind schon engagiert, und vier Wagenpferde sowie einige Reitpferde überließ Graf Muschkarin mir aus seinem berühmten Gestüte. Leider ist Blagotir durch die Lotterwirtschaft seines früheren Besitzers weniger ertragsfähig als es der Fall sein müßte nach der trefflichen Beschaffenheit des Bodens, der sich vorzüglich für den Weizenbau eignet. Da Sie, lieber Freund, mit einem nicht unbedeutenden Kapital Blagotir antreten, werden wir mit der Zeit die Sache hochbringen. Swerjew, der einstige Besitzer, lebt jetzt mit seiner Mutter und Schwester auf dem kleineren Gute, das an Ihren Besitz grenzt; Latwilischki ist um einige Werft von Blagotir entfernt. Die Damen Swerjew sind durch den Leichtsinns des Sohnes und Bruders in trauriger Lage, dem Romanowitsch ist ein nichtsnutziger Geselle, ein Spieler und Schlemmer, der mehr in Moskau als auf dem Lande lebte.

Blagotir liegt von Datnofka eine Meile entfernt, die Steppe dehnt sich dazwischen. Wir hoffen auf gute Nachbarschaft. Arbutins leben jetzt ganz in Datnofka, bis auf den jungen Fürsten Boris Wladimirowitsch, der in Petersburg bei den Leibhusaren dient und nur dazwischen herkommt. Als ich ihn

neulich sah, bat er mich, Ihrer Tochter seine ergebenste Empfehlung zu bestellen.

Ich schließe, lieber Ilja Georgewitsch, mit vielen Grüßen von meiner Frau und mir an Sie und Daisy.

Ihr ganz ergebener

Peter Gesimowitsch Nekrassow.

Datnofka im Juni 1899.“

Der Empfänger des Briefes las ihn und nickte zufrieden.

Ilja Georgewitsch Soltjakow war auf der Reise nach Rußland begriffen. In diesen vier Jahren war er ein sehr reicher Mann geworden. Nun zog es ihn heimwärts. Er hatte seine Tochter in San Francisco in ein englisches Pensionat gegeben, wo sie eine vorzüglichliche Erziehung genoß. Das öftere Zusammensein wohlthätigen Einfluß auf das verdüsterte Gemüt des Mannes. Nur noch selten grub sich die finstere Falte in seine Stirn; er blickte wieder zufrieden ins Leben, in ein gemeinschaftliches Leben mit seinem einzigen, geliebten Kinde.

Unter dem Sonnenzelte waren heute die Passagiere des großen Ozeandampfers versammelt, der leise schaukelnd über das große Wasser glitt. Das weite Atlantische Meer lag im goldenen Sonnenschein getaucht vor den Augen der Reisenden. Eine internationale Gesellschaft war auf dem Schiffe vereinigt. Man hörte fast alle Sprachen und die verschiedenartigsten Typen kamen und gingen oder saßen lesend und plaudernd auf den bequemen Schiffsstühlen.

Etwas entfernt, von den lachenden, schwatzenden Gesellschaften saß Daisy. Sie hatte ein Buch in der Hand und oft schweiften ihre Blicke träumend über das Meer, wobei ein leises, glückliches Lächeln ihre schwellenden Lippen teilte. Sie dachte an die vier Jahre zurück, die sie mit ihrem Vater in San Francisco verbracht hatte, an die fröhliche Pensionszeit mit den ihr lieb gewordenen Freundinnen, an den Sonntag, wo ihr Vater sie für den ganzen Tag abholte und sie beide glückliche Stunden verlebten, immer zusammen, sich verstehend und ergänzend. Und in den Ferien reisten sie. Soltjakow zeigte seiner Tochter die großartigen Schönheiten Nordamerikas. Sie standen an den Niagarafällen und bewunderten die hohen Bergriesen der Sierra Nevada, der Rocky Mountains, oder sie ritten durch die Urwälder der Vereinigten Staaten mit ihrer wunderbaren Vegetation.

„Es ist wunderschön, Väterchen“, sagte Daisy. „aber es ist nicht so schön wie unsere russische Steppe. Ich sehe sie oft in meinen Träumen und habe Heimweh nach ihr.“

„Wir machen einmal nach unserem geliebten Rußland zurück“, sagte Soltjakow, „auch ich möchte es.“

Heute dachte das junge Mädchen mit ganz besonderer Ungeduld und Sehnsucht an das ferne Reiseziel, an die Pflegeeltern, an Kolja und Natascha, an Datnofka, und seine Bewohner. Boris Arbutin hatte ihr zweimal geschrieben, einmal, bald als sie in Amerika angekommen war, dann, als er Offizier wurde. Das erste Mal hatte sie geantwortet, dann nicht mehr. Eine unerklärliche Scheu hinderte sie daran. An einem goldenen Kettchen trug sie das silberne Heiligenbild um den Hals, das er ihr beim Abschied gegeben. Ob er noch die Locke hatte, die er ihr geraubt? — Daisy hätte es gar zu gern gewußt.

Wie sie so auf dem bequemen Schiffsstuhle sitzt, die kleinen Füße in den weißen Schuhen vorgestreckt, den schlanken, graziösen Körper zurückgelehnt, bietet sie ein eigentümlich reizendes Bild. Das dunkelblaue Kleid mit der Matrosenbluse gibt den weißen Hals frei, ein leichter, weißer Strohhut bedeckt das reiche, braune Haar und das liebe Gesicht ist frisch von der Seeluft angehaucht

und ein wenig gebräunt. Nicht regelmäßig schön sind die beweglichen Züge Daisys, aber sie sind unbeschreiblich anziehend durch ihren Ausdruck, durch das holde Lächeln des Mundes, durch die grauen Märchenaugen, deren dunkle Umgebung sie oft schwarz erscheinen lassen.

„Nun, Täubchen, so in Gedanken?“

Es ist ihres Vaters Stimme, er setzt sich neben das junge Mädchen und streicht ihm zärtlich über das Haar.

„Bedauerst du es, Amerika zu verlassen?“

„Nein, nein Papascha!“ ruft Daisy lebhaft. „Es geht ja heim! Bald werden wir das teure Vaterland betreten!“

„Nekrassow schreibt mir, daß er alles in Blagotir auf das beste eingerichtet hat; nur tut es mir leid, daß die Swerjewschen Damen Blagotir verlassen mußten. Sie leben übrigens in unserer Nachbarschaft in Latwilischki.“

„O, dann wollen wir fleißig mit ihnen verkehren!“ rief Daisy. „Olga Romanowna Swerjew muß allerdings mehrere Jahre älter sein als ich, aber ich hoffe, wir werden trotzdem gute Freundinnen. Tante Anna sprach mit viel Achtung von ihr; sie kennt sie schon von Moskau her.“

„Wir wollen bei allen Nachbarn Besuche machen. Ich fürchte nur eines, mein Seelchen.“

„Nun, was ist es?“ fragte Daisy neugierig.

„Du wirst mir allzu schnell fortgeholt werden.“

„Wie meinst du das, Papascha?“

Daisy sieht ihren Vater erstaunt an.

„Du wirst heiraten“, versetzt Soltjakow lächelnd.

„Aber Papascha!“

Sie ruft es entrüstet und entzieht ihm ihre Hand.

„Das ist doch nur natürlich, mein Liebling.“

„Ich werde doch nie einen Mann finden, der dir gleicht“, eifert Daisy, „keinen, der so edel und groß ist. Ach, mein goldenes Väterchen, behalte mich immer, immer bei dir!“

Und sie wirft sich in seine Arme und küßt ihn stürmisch. Sieht sie den nicht den Schatten, der plötzlich über sein Gesicht huscht, der alle Ruhe und Freudigkeit von seinen eben noch so ruhigen Zügen wischt?

Ja, sie brennt wieder, die alte Wunde. Sie blutet in roten, heißen Tropfen. Seines Kindes ahnungslose Worte haben die kaum verharschte Narbe geöffnet, die weiße, kleine Hand hat den Dolch gezückt, die Erinnerung wachgerufen.

Soltjakow steht auf und verläßt das Vorderdeck; er kann seinem Kinde nicht in die vertrauenden, gläubigen Augen sehen. Daisy ist an die seltsame Art ihres Vaters gewöhnt; sie kann es sich nicht erklären. In solchen Augenblicken richtet eine Scheidewand sich zwischen ihnen auf. Diesseits steht sie mit ihrer ganzen kindlichen Liebe, jenseits der Vater mit seinem Leide; denn daß er leidet und ihr etwas verheimlicht, weiß sie mit dem feinen Instinkte eines zärtlich liebenden Frauenherzens. Auch heute hat sie, ohne es zu wollen, die mißtönende Saite berührt. Was ist es nur, das sich zwischen ihnen erhebt?

Daisy weiß, daß der Vater in solcher Stimmung allein sein muß; auch heute folgt sie ihm nicht. Alle Fröhlichkeit ist aus ihrem Gesichte verschwunden. Sie sieht um Jahre gealtert aus, in den Augen schimmert es feucht von unterdrückten Tränen. Soltjakow ist nach solchen Schwermutsanfällen doppelt liebevoll gegen sein Kind. Es liegt fast etwas Abbittendes in seinem Wesen, etwas, das Daisy nicht mag.

\* \* \*

Es war Hochsommer geworden, als die Reisenden

in Antwerpen landeten. Sie nahmen ihren Weg über Holland und Deutschland. In Berlin blieben sie einige Tage und Daisy lernte die Schönheiten der Kaiserstadt kennen. Hier trafen sie mit Landsleuten zusammen.

Eines Abends besuchten Vater und Tochter den Ausstellungspark in Gesellschaft des Generals Nieprofski, der Witwer war und zwei allerliebste Töchter (in Daisys Alter hatte. Die drei jungen Damen lebten sich schnell ein und man war fast immer beisammen.

„Haben Sie auch Wien gesehen, Ija Georgewitsch, kennen Sie es?“ fragte Nieprofski. „Das ist nach unserem geliebten Petersburg die schönste Stadt, die ich kenne.“

„Nein“, versetzte Soltjakow kurz.

„Siehst du, Papascha“, fiel Daisy ein, „ich bat dich so sehr, nach Wien zu reisen, aber du wolltest es nicht.“

Die düstere Falte erschien auf Soltjakows Stirn und er sagte kurz ablehnend:

„Es lag zu weit von unserer Reiseroute, ein andermal.“

Soltjakow war sehr still geworden und seine Tochter beobachtete ihn mit heimlicher Sorge. Früher als sonst brachen sie auf und gingen in ihr Hotel.

„Gute Nacht, Kleine“, sagte Ija, „ich habe Kopfweh und muß noch einige Briefe schreiben.“

Sie ging gehorsam fort und ließ ihn allein.

Er saß am Tische und hatte den Kopf in den Händen vergraben und saß und grübelte. Es waren immer dieselben quälenden Gedanken, die sein Hirn marterten.

Er saß sie im Geiste wieder, die schöne, stolze Kaiserstadt an der Donau, wo er mit seinem jungen Weibe gelebt hatte, wo er — ein, weiter wollte er nicht denken. Er schellte und befahl dem Kellner, Wein zu bringen, den schwersten, der im Hotel zu haben war. Als er die halbe Flasche geleert hatte, fühlte er sich besser.

Unterdessen stand Daisy vor ihrem Toilettespiegel. Sie hatte das elegante Promenadekleid gegen ein reich mit Stickereien besetztes Negligé vertauscht und löste ihr herrliches Haar, das in seiner Fülle bis weit über die Hüften wallte. Und plötzlich fiel ihr das Verneinen des Vaters ein. Warum sagte er, daß er nie in Wien gewesen war? Daisy erinnerte sich jetzt deutlich der Stadt, des Praters und der Straße, wo ihr Gasthaus stand. Dort war ihre Mutter gestorben. Der Vater war nicht bei ihnen. Tante Anna war gekommen und hatte die Waise mit sich genommen nach Rußland.

„Armer Papascha, er kann nicht von Wien sprechen hören, weil dort Mama gestorben ist, und ich habe ihn gebeten, hinzufahren; ich wollte das Grab unserer lieben Verklärten besuchen. Ich muß den guten Vater um Verzeihung bitten, daß ich von Wien sprach.“

Und sie geht in das Nebenzimmer.

Wieder sitzt Soltjakow da, den Kopf in beiden Händen. Er fährt entsetzt empor, als die Tür knarrt. In ihrem Rahmen steht eine weiße Gestalt, ihr langes Haar umfließt sie. Der einsame Mann hat an sein totes Weib gedacht; er glaubt, eine Vision zu haben. Gerade so hat er sie zuletzt erblickt, nur war sie totenbleich und ihre Augen, die ihm stets voll Liebe angesehen, hatten einen verzweifelten, erschreckten Ausdruck gehabt, der ihn seitdem verfolgte.

„Ich bin es Väterchen.“

Es ist Daisys Stimme. Der Bann ist gebrochen, Soltjakow atmet befreit auf. Sie kniet neben ihm und schlingt die Arme um ihn.

„Verzeih mir“, bittet sie weich, „ich sehnte mich

danach, am Grabe der Mutter zu beten, aber da ich sehe, wie schwer es dir fällt, Wien wiederzusehen, will ich dich nie mehr bitten, dorthin zu reisen.“

„Du darfst nicht vor mir knien, mein Kind“, sagte Ilja Georgewitsch, „das tue nur vor Gott, wenn — wenn du für mich betest.“

Die letzten Worte sagte er leise und zögernd.

„O, das tue ich alle Tage“, versicherte Daisy ernsthaft. „Du bist mein erster und letzter Gedanke. Ich möchte dich glücklich, sehr glücklich sehen.“

„Bin ich es denn nicht, Liebling?“

Sie schüttelt das Köpfchen.

„Nein“, sagt sie, „sonst sähest du oft nicht so traurig aus.“

„Kind, ich habe deine Mutter verloren.“

„Also, das ist es armer Papascha“, und Daisy schmiegt sich innig an des Vaters Brust und weiß nicht, wie sie ihn trösten soll.

Als sie endlich geht, leert Soltjakow den Rest der Flasche.

„Ich muß mich mehr beherrschen“, denkt er, „die Augen der Liebe sehen scharf; Daisys Seelenruhe muß gewahrt werden. Ich glaube, ich würde vor nichts zurückscheuen, um es zu tun. Gott bewahre mich davor.“

Das Nebenzimmer, das bisher unbenützt war, sehien einen Gast erhalten zu haben. Ilja Georgewitsch fuhr aus seinen Gedanken auf; er hörte nebenan Stimmen, ohne die Worte unterscheiden zu können. Er achtete nicht weiter darauf und schrieb an Peter Nekrassow, den Tag ihrer Ankunft meldend.

„Nächsten Dienstag den 13. Juli treffen wir in Blagotir ein.“

Er hatte es, an nichts denkend, hingeworfen. Jetzt stutzte er und seine Hand zitterte. Sein Blick fiel auf diese Hand, über die sich die rote Narbe zog, schnell zerriß er den Brief.

„Wie konnte ich es nur vergessen“, murmelt er, „es ist jener Unglückstag — der dreizehnte Juli. Nein, nein, ich bin abergläubisch, an dem Tage darf ich meine Heimat nicht betreten.“

Er nannte einen späteren Termin und beschloß, mit seiner Tochter in den Harz zu reisen.

Im Nebenzimmer saß der neu angekommene vor dem Fremdenbuche, das der Kellner gebracht hatte, damit er seinen Namen eintrage. Der Nachbar Soltjakows war ein breitschultriger Mann von etwa 35 Jahren. Sein stark gerötetes Gesicht, die frühzeitige Glatze verrieten, daß er den Freuden der Tafel huldigte und das Leben ausgekostet hatte.

Es war kein angenehmes Aeußere; etwas sinnlich Rohes lag in dem Ausdrucke der wulstigen Lippen, im Flackern der tiefliegenden Augen.

„Roman Romanowitsch Swerjew, Gutsbesitzer aus Rußland“, schrieb der Reisende mit klobiger Handschrift ins Fremdenbuch. Dann fiel sein Blick auf einen Namen, der ihm stutzen ließ; er sah noch einmal genauer hin. Da stand:

„Ilja Georgewitsch Soltjakow und Tochter aus San Francisco.“

Swerjew pfliff leise zwischen den Zähnen; dann wendete er sich an den Kellner, der wartend an der Thüre stand.

„Sind die Herrschaften schon lange hier?“ fragte er.

„Seit vorigen Freitag“, lautete die Antwort.

„Wissen Sie nicht, wie lange sie noch in Berlin bleiben?“

„Ich glaub' noch drei Tage gnädiger Herr.“

„Es ist gut. Da haben Sie das Buch.“

Als Roman Romanowitsch allein blieb, saß er unbeweglich an seinem Platze.

„Es muß der Käufer von Blagotir sein“, dachte er, „welch ein Zufall, daß ich ihn hier treffe. Nun, ich will ihm morgen meine Aufwartung machen. Er muß sehr reich sein, da er für das heruntergewirtschaftete Gut einen über Erwarten großen Preis zahlte. Mir ist's recht, ich reise nach Monte Carlo, il faut forcer la fortune; ich hoffe, die Bank zu sprengen. Olga und meine Mutter denken, ich sei vorläufig in Karlsbad, um meine Gesundheit zu stärken. Pah! Mir fehlt jetzt nichts mehr, da ich eine Brieftasche voll Geld habe.“

Swerjew kleidete sich an, um noch in ein Varieteetheater zu gehen und später im chambre séparée mit einer der Künstlerinnen zu soupieren.

„Soltjakow, Soltjakow“, dachte er, „wo habe ich nur den Namen gehört? Eine unklare Erinnerung quält mich; es muß lange her sein. Ach was, es gibt ja so viele Leute dieses Namens in Rußland, Grafen Edelleute und Beamte. Wer weiß, welcher Branche der neue Besitzer angehört.“

Er bürstete sein spärliches Haupthaar und den Vollbart.

„Ich werde alt“, dachte er, „es ist Zeit, daß ich heirate. Nun, vielleicht gefällt mir der kleine Goldfisch, die Tochter des Amerikaners, der jetzt nach Rußland heinkehrt.“

Am anderen Tage machte Roman Romanowitsch seine Visite, fand aber weder Vater noch Tochter zu Hause und gab seine Karte ab. Als Swerjew spät in der Nacht von einem wüsten Gelage heimkam, sagte ihm der Kellner, daß die Herrschaften schon abgereist wären.

Ilja Georgewitsch von Soltjakow las Swerjew auf der Karte, mit der sein Nachbar den Besuch erwidert hatte. — „Schade, ich hätte sie gern schon jetzt kennen gelernt“, dachte Roman Romanowitsch, „sobald reise ich nicht heim, Olga und die Mutter mögen allein in Latwilischki hausen.“

Daisy hatte ihres Vaters Vorschlag, vorher in den Harz zu gehen mit Freuden begrüßt. Es war unerträglich heiß in der Stadt, und auch Nieprofskis schlossen sich ihnen an.

Drei Werst von Blagotir entfernt lag das kleine Gütchen Latwilischki. Hierher waren Swerjews gezogen, nachdem Roman Romanowitsch, von Schuldnern gedrängt, Blagotir verkaufen mußte. Ein häßliches, baufälliges Haus, das mitten unter verwahrlosten Wirtschaftsgebäuden lag, diente der Mutter und Schwester des Verschwenders zum Obdach.

Frau Swerjew war sehr krank. Ein schweres Herzleiden war durch die Sorgen, die ihr der Sohn bereite, in letzter Zeit immer qualvoller geworden, und die Tochter litt mit der geliebten Dulderin, sie pflegte sie mit aufopfernder Treue.

Olga Romanowna war dreißig Jahre alt, eine vornehme, anziehende Erscheinung, sehr gebildet und feinführend, dabei stolz und scheinbar kalt. Aber unter diesem Eispanzer pochte ein heißes Herz; sie empfand tief und nachhaltig. Mit neunzehn Jahren starb ihr über alles geliebter Bräutigam, ein junger Offizier, den sie in Petersburg kennen gelernt hatte. Sie war wie gebrochen. Aus dem lebenslustigen, heiteren Mädchen wurde ein verschlossener, stiller Mensch. Nur die Liebe ihrer Mutter half ihr über ihren Kummer hinweg. Fortan widmete sie sich ganz der Leidenden und verzichtete auf persönliches Glück.

Die Swerjews waren erst vor vier Jahren nach Blagotir gezogen, kurz nachdem Daisy Soltjakow ihren Vater nach Amerika begleitete. Die kurze Zeit hatte hingereicht, um Mutter und Tochter in der Gegend allgemein beliebt zu machen, wohingegen Roman Romanowitsch sich keine Freunde durch sein zynisches, leichtfertiges Wesen zu erwerben ver-

stand.

„Mütterchen, mein goldenes“, sagte Olga. „ich will dich in den Garten bringen. Es ist heute warm und sonnig, die Luft wird dir gut tun.“

Die Kranke fröstelte; ihr Atem ging schwer.

„Olga“, sagte sie mühsam, „ist eine Post schon gekommen, hat dein Bruder nicht geschrieben?“

„Nein, Mütterchen.“

„Ob er in Monte Carlo ist? Er wird dort das Letzte verspielen. Wir werden am Bettelstabe auch von hier fort ziehen müssen. Ich wollte, ich wäre tot.“

„Sprich nicht so“, flehte Olga, „ich brauche dich so sehr. Bin ich nicht da, um für dich zu sorgen, du, mein Seelchen? Ich habe ja im Katharinenstifte das Examen gemacht und kann Klavierstunden geben.“

„Ja, du bist mein tapferes, gutes Kind“, versetzte die Kranke, und ihre abgezehrte Hand streichelte ihrer Tochter Wange. „Mir zuliebe harrst du aus in diesen schweren Verhältnissen! Nicht lange mehr wird mein kummervolles Herz schlagen und wenn ich gestorben bin, steht dir nichts mehr im Wege, du kannst deinen Flug ins Weite nehmen, Ruhm und Lorbeeren erwarten dich auf deiner Künstlerlaufbahn.“

„Ach, sprich nicht so, mein goldenes Mütterchen“, bat Olga mit bebenden Lippen, „jeder Tag, den wir noch zusammen sind, ist ein Geschenk des Himmels, Gott wolle dich noch lange erhalten.“

Sie waren aus dem Hofe ins Freie getreten. Der sogenannte Garten von Latwilischki bestand aus einigen alten Bäumen und zwei Blumenbeeten, die Olga selbst angelegt hatte und pflegte. Dicht daneben wuchsen Kohl und Küchen Gemüse. Die Wege waren von Gras überwuchert und man sah, daß sich niemand um dieselben kümmerte.

„Es soll alles mit der Zeit anders werden, Mamascha“, sagte das junge Mädchen. „Sieh, hier ist eine Rose aufgeblüht, die erste, die ich am Strauch gepflegt; du sollst sie haben.“

Mit einer anmutigen Bewegung ihrer hohen Gestalt bückte sich Olga Romanowna und pflückte ein Sträußchen, das sie der Kranken brachte. Dann hüllte sie ihre Knie in ein Tuch und schüttelte die Kissen zurecht, die eine Magd herausgebracht hatte.

„So, mein Seelchen, ich gehe hinein, um dir dein Frühstück zu bringen. Marfa, unsere alte Getreue, mag bei dir bleiben, während ich mit dem Verwalter spreche. Es ist möglich, daß ich ausreite, aber ich eile zurück, du weißt, ich bin nicht lange ruhig fern von dir.“

„Geh nur, mein Herzchen, du brauchst Bewegung, du bist jung und kannst noch etwas vom Leben erwarten.“

Ueber Olga Romanownas Gesicht flog ein Schatten und die braunen, weichen Augen trübten sich.

„Seit Michael starb, ist meine Jugend dahin“, sagte sie leise, „ich habe sie in einen Sarg gelegt.“

Sie wendete sich hastig ab und ging ins Haus. Die Mutter sah ihr traurig nach.

„Sie ist dazu geschaffen, glücklich zu machen und glücklich zu sein“, dachte Frau Swerjew, „armes Kind!“

Die Zimmer in Litwilischki waren klein und niedrig, die Tapeten waren von der billigsten Sorte. Als Roman Romanowitsch aus Blagotir nach dem kleinen Gute zog, mußte der Verwalter die Wohnräume. Im Gegensatz zu ihr standen die kostbaren Möbel, die Teppiche und Vorhänge, die Swerjews beim Umzuge mitgenommen hatten. Im letzten Zimmer stand ein schöner Stutzflügel. Olgas schmale weiße Hand strich liebkosend darüber. Hier verbrachte sie viele Stunden des Tages. Ihr Spiel war ihre Zerstreuung, ihr höchster Genuß; in den Tö-

nen, die ihre Finger den Tasten entlockten, lachte und weinte ihre Seele. Sie hatte das Petersburger Konservatorium mit der goldenen Medaille beendet und sie wußte, daß sie einst ganz auf eigenen Füßen stehen werde, wenn sich die müden Augen der Mutter für immer schlossen, wenn der leichtsinnige Bruder ihr auch die letzte Heimat raubte. Aber Olga fürchtete sich nicht vor dem Kampfe mit dem Leben, sie besaß ein mutiges Herz und eine eiserne Willenskraft, zwei Eigenschaften, die ihr helfen mußten, vorwärts zu kommen.

Nachdem sie ihre Mutter versorgt hatte, fragte Olga nach dem Verwalter Grigori Tielnowski, von dem sie das Bewußtsein hatte, daß er unzuverlässig und unredlich war. Aber was konnte sie dabei tun? Ihr Bruder lobte den Mann und überließ ihm alles. Soviel Olga vermochte, suchte sie einen Einblick in die Wirtschaft zu bekommen, in Haus und Hof sah sie nach dem Rechten. Aber wie wenig war das und wie leicht wurde sie von Grigori hintergangen. Auf ihre Frage nach dem Verwalter sagte man ihr, daß er nach Vernowka gefahren sei und erst am Nachmittag zurückkehren werde.

„Wahrscheinlich wieder betrunken“, dachte Olga.

„Ich werde mit Roman sprechen, er muß den Menschen entlassen, und sich selbst mehr um die Wirtschaft kümmern.“

Der alte Postbote Feodor kam soeben mit seinem struppigen Pferdchen auf den Hof gefahren; Olga ging ihm entgegen und fragte nach den Zeitungen und Briefen. Es war nur ein Brief da, er trug ihres Bruders Handschrift und war an den Verwalter adressiert. Der Poststempel war aus Monte Carlo. Instinktiv wußte Olga, daß es ein Befehl war, ihm Geld zu schicken. Grigori verstand es, gegen hohe Zinsen die Mittel zum ausschweifenden Leben seines Herrn zu beschaffen.

„Die neuen Herrschaften sind nun bald schon vierzehn Tage in Blagotir“, erzählte Feodor. „Ilha Georgewitsch Soltjakow ist ein wunderschöner Mann und Dosia Iljanowna ist noch reizender geworden in den vier Jahren. Gott segne das liebe Täubchen.“

Olga hörte kaum hin. Was gingen sie die Fremden an, die jetzt in Blagotir lebten, in dem Hause, wo sie ihr kurzes Brautglück genossen hatte, wo sie den Geliebten in der Krankheit gepflegt und ihm die Augen zgedrückt hatte; denn Michael Sergewitsch Bronski war auf Urlaub bei seiner Braut gewesen, als er dem Typhus erlag.

Er wollte in Blagotir beerdigt sein auf dem Friedhofe mitten im Walde, damit Olga wenigstens die traurige Freude hatte, sein Grab zu pflegen.

Das junge Mädchen setzte sich an den Flügel. Ihre Finger glitten über die Tasten, sie phantasierte wie sie zu tun pflegte, wenn ihr das Herz schwer war. Nach und nach gingen die Töne in die Griegsche Pergynt-Suite über; sie spielte die unvergleichlich ergreifende Melodie, die der große nordische Meister mit „Alseus Tod“ bezeichnet hatte. Michael liebte diese Weise und bat die Braut oft darum.

„Bei dieser Melodie möchte ich einst sterben“, hatte er einmal geäußert und Olgas liebendes Herz zitterte bei seinen Worten. Und doch kam es so. Mit erlöschender Stimme bat der junge Offizier sie sein Lieblingsstück vorzutragen, als sie zu Ende war, war auch das junge hoffnungsvolle Leben erloschen: Michael Sergewitsch hatte ausgelitten.

Olga war so vertieft in diese Erinnerung, daß sie das Rollen von Rädern überhörte. Erst als Marja in das Zimmer stürzte, erwachte Fräulein Swerjew aus ihren schmerzlichen Träumen.

„Fräulein es ist Besuch gekommen“, rief die alte

Magd erregt. „Die Herrschaften aus Blagotir“. Soll ich sie annehmen?

Olga zögerte. Endlich bejahte sie; etwas weibliche Neugier spielte wohl bei ihrer Annahme mit. Durch Nekrassows und Arbutins hatte sie viel von Soltjakows sprechen gehört.

„Besorge Tee, Säfte und Gebäck befahl sie, und bringe alles in den Salon. Becile dich Alte!“

Ilha Georgewitsch und seine Tochter wurden in das Haus gebeten. Sie sahen sich in dem niedrigen Raume um. Eine ordnende Frauenhand war hier tätig gewesen. Reizend arrangierte Farben und Feldblumen zierten zwei schöne Vasen Bücher und Prachtwerke lagen auf dem Mitteltisch und eine feine Stickerei schien kürzlich erst fortgelegt zu sein.

„Wie wohnlich es hier aussieht,“ sagte Daisy. „Väterchen, wir müssen sehr gut zu Olga Romanowna und ihrer kranken Mutter sein. Wir haben sie aus Blagotir vertrieben und Tante Anna erzählte uns von Fräulein Swerjews Verlust. Ah! da ist sie!“

Diese Worte sagte Daisy leise als die hohe ganz in weiß gekleidete Frauengestalt auf der Schwelle des Salons erschien. Mit gewinnender Freundlichkeit eilte das impulsive junge Wesen auf Olga zu.

„Ich freue mich so sehr, sie kennen zu lernen“, sagte Daisy und schüttelte nach amerikanischer Art die Hand Olga's. „Tante Anna in Tatnowská hat mir schon viel Liebes von ihnen erzählt. Ich hoffe, wir leben uns schnell ein!“

Bewundernd ruhten die Blicke Daisy's auf dem ernstesten Gesichte Fräulein Swerjews; am liebsten hätte das enthusiastische Kind sie gleich umarmt.

Für gewöhnlich war Olga recht zurückhaltend, aber die strahlenden Augen, das herzige Wesen Daisys gewannen sie sogleich.

„Auch ich hoffe, daß wir uns öfter sehen“, erwiderte sie mit ihrer melodischen tiefen Stimme, die sich schmeichelnd ins Ohr stahl.

Ilha Georgewitsch, der bisher beiseite stand, trat näher.

„Dies ist mein lieber, guter Papa“, stellte Daisy vor, „ich bat ihn heute unseren Besuch zu machen“.

Die Blicke Olgas und Soltjakows begegneten sich einen Moment. Der russischen Sitte folgend, beugte er sich über ihre Hand und küßte sie, und seltsam beide fühlten es schon bei dieser ersten Begegnung, daß ein rätselhaftes Etwas sie zueinanderzog, daß sie sich nicht fremd bleiben würden. Menschen, die ein großes Leid erfahren haben, gehören einer Familie an. Sie verstehen sich auch ohne Worte durch das Mitleid für ein dem ihren ähnliches Schicksal. Olgas blasses Gesicht war leicht errötet. Mit der vornehmen Sicherheit der Dame aus der grossen Welt lud sie ihre Gäste ein, Platz zu nehmen, und unterhielt sich mit ihnen.

„Wie geht es Ihrer Frau Mutter?“ fragte Ilja Georgewitsch, „ich hörte, daß sie nicht wohl sei.“

„Mama ist sehr, sehr krank“, entgegnete Olga, das Gesicht abwendend, um ihre Bewegung zu verbergen.

Wie gern hätte Daisy aus ihrem tröstenden Herzen ein gutes Wort gesagt. Sie wagte es nicht und streichelte nur die Hand des jungen Mädchens, die sie in warmer Anteilnahme ergriffen hatte.

„Ihr Bruder war in Berlin im selben Hotel mit uns“, begann Soltjakow nach einer Weile. „Wir sahen uns aber nicht und tauschten nur Karten aus. Wohin ist er gereist und haben Sie kürzlich Briefe von ihm gehabt?“

„Nein — wir korrespondieren nicht“, kam es schroff von Olgas Lippen. „Roman ist in Monte Carlo“, fügte sie in ihrer strengen Wahrheitsliebe

hinzu. Es lag etwas so Gequältes in ihrem Tone, daß es Ilja leid tat, gefragt zu haben. Er erriet sofort, daß hier das Skelett des Hauses war, der wunde Punkt, an den zu rühren, der Schwester schmerzlich war.

„Fräulein, die gnädige Frau wünscht hineingefahren zu werden“, sagte die alte Marfa, „es sei ihr schon zu kühl im Garten.“

„Entschuldigen Sie gütigst“, sagte Olga. „ich will nur Mama holen.“

Sie stand auf und verließ das Zimmer.

„Papascha, ich schwärme für sie! Sie ist reizend!“ rief Daisy, als sie allein blieben. „Findest du es nicht?“

Soltjakow war zum Fenster gegangen und sah, wie Olga sich um die Kranke bemühte, die in ihrem Rollstuhle saß.

„Gestatten Sie —“

Eine kräftige Männerhand legte sich neben die weiße des jungen Mädchens, und Ilja schob den Stuhl in das Haus. Es lag so etwas Ritterliches in diesem Dienste, daß die Kranke sich davon wohlthuend berührt fühlte.

„nUser neuer Nachbar“, sagte sie mit ihrer müden Stimme. „Seien Sie mir herzlich willkommen.“

Und eine welke, zitternde Hand streckte sich Soltjakow entgegen.

Die alte Marja hatte den Tee gebracht. Olga und Daisy bereiteten ihn gemeinschaftlich, wobei das lebhafteste Kind plauderte. Sie erzählte alles durcheinander, sprach bald von Amerika, bald von der Seereise, dann von ihrem Pferde, das der Vater ihr geschenkt hatte. Der geliebte Name Papascha klang durch alles hindurch.

„O, wenn Sie ihn näher kennen lernen, werden Sie mich verstehen“, schloß Daisy, „ich glaube, es gibt keinen zweiten Menschen wie mein goldenes Väterchen.“

Unterdessen unterhielt Soltjakow sich mit Frau Swerjew, die, durch die Abwechslung in ihrem stillen Leben erfreut, für den Augenblick ihre Leiden vergaß.

Fast eine Stunde blieben Vater und Tochter in Latwilischki. Als man sich trennte, geschah es mit dem Vorsatze, sich oft zu besuchen.

„Welch angenehme, lebenswürdige Menschen Soltjakows sind“, bemerkte Frau Swerjew. „Ich freue mich besonders für dich darüber, Olga.“

Ihre Tochter antwortete nicht. Sie hatte einen weltfremden, sinnenden Ausdruck, den die Mutter sehr wohl kannte. Irgend etwas mußte ihr Kind ergriffen haben und sie beschäftigen.

Es war am Sonnenuntergange, als Olga Romanowna noch einen Spazierritt unternahm. Sie besaß ein schönes Vollblutpferd, einen Rappen, der einst ihrem Verlobten gehörte, und sie liebte das edle Tier und war immer glücklich, wenn sie, auf seinem Rücken sitzend, durch Wald und Steppe eilte. Im Winter, wenn der Schnee die weite Fläche deckte, kutschte sie ihren „Schnipka“ im kleinen Schlitten und besuchte die Nachbarn, oder sie lenkte ihr leichtes Gefährt nach dem nahen Städtchen Varnowka, um Einkäufe zu machen.

Heute ritt Olga Romanowna langsam durch das Heidekraut und das hohe Gras der Steppe. Sie hielt die Zügel lässig in der Hand und achtete nicht auf den Weg; ihre Gedanken beschäftigten sich mit Soltjakows. Wieviel mußte der Mann gelitten haben, dessen Haar frühzeitig gebleicht war, um dessen Mund ein weher Zug lag. War es nur der Verlust seines jungen Weibes, der ihm das Merkzeichen des Leides aufgedrückt? Seitdem waren zwölf Jahre dahingegangen; Olga wußte es durch Nekrassows. Sie

## Die besten deutschen Hausmittel

### Anker-Pain-Expeller

Zuverlässigste schmerzstillende Einreibung bei Hals-, Brust- und Rückenschmerzen, Gicht, Rheumatismus, Erkältungen usw. — Ueber vierzig Jahre in allen Erdteilen mit grösstem Erfolg im Gebrauch.

Unübertroffen! Unentbehrlich!

### Anker-Sarsaparillian

reinigt und erneuert das Blut. Vorzüglichstes Mittel b. Säureentmischung, Hautausschlägen Ueberraschende Erfolge auch in veralteten Fällen Glänzende Zeugnisse!

### Kongo-Pillen

bestens bewährt bei Verstopfung u. Darmträgheit. Mild abführend. Sehr leicht einzunehmen!

Erhältlich in den Apotheken u. Drogerien.

Alleinige Fabrikanten

F. Ad. Richter & Cie, Rudolstadt (Thür.)

Bedeutendste Fabrik pharmazeutischer  
::: Spezialitäten in ganz Deutschland :::

Weitere Verkaufsstellen werden errichtet.

Nur echt



mit Anker

war überzeugt, daß noch etwas anderes den neuen Nachbar quälte, etwas, über das er schwieg, das nie jemand erfahren durfte.

Eine große Traurigkeit kam über sie. Sie dachte auch an ihr zerstörtes Leben, an Michael und seinen Tod. Und plötzlich klopfen ihre Pulse schneller; sie fühlte, daß sie noch jung war, daß sie im Lenz ihres Daseins stand und berechtigt war, ihren Anteil am Glücke zu fordern, trotz der frühzeitigen Rauhreifes, der ihre erste Jugend getroffen. Eine heiße Sehnsucht wallte in ihr auf, eine Sehnsucht, vor der sie erschrak. Was wollte dieses Hämmern und Pochen in ihrer Brust, diese wehe Seligkeit, die ihr die Augen feuchtete?

Im silbernen Schleier der Vollmondnacht lag die Steppe da.

„Ich bin stundenlang geritten, ohne es zu almen“, sagte sie verwundert, „vorwärts, Schipkal“

Sie gab dem Pferde einen leichten Schlag mit der Gerte; im femigen Galopp eilte der Rappe dahin.

#### 5. Kapitel.

Soltjakow und seine Tochter waren nun schon wenige Wochen in Blagotir. Sie hatten bei allen Nachbarn Visiten gemacht und man lud sie ein. Der Russe ist eine sehr gesellige Natur; er liebt das Vergnügen und sein Haus steht immer den Gästen offen, die er in der lebenswürdigsten Weise willkommen heißt.

In Datnofka waren jetzt nur der Fürst und seine Gemahlin. Die Töchter badeten in Jalta und Boris Wladimirowitsch wurde erst nach den Manövern erwartet. Auch hier begrüßte man Ija Georgewitsch und Daisy herzlich. Man freute sich, daß Blagotir wieder in bessere Hände gekommen war. Die Swerjewsehen Damen standen hochgeachtet da, aber mit Roman Romanowitsch verkehrte man lieber nicht.

Wenn er berauscht war, suchte er gern Streit. Sein rohes Wesen, sein ausschweifendes Leben war überall bekannt; man vermied ihn so viel als möglich.

Der intimste und liebste Umgang Ijas und Daisys war der mit den beiden Frauen in Latwilischki, ihrer nächsten Nachbarschaft. Mit der schwärmerischen Innigkeit junger Mädchen schloß die Tochter Soltjakows sich an die ältere Freundin. Selten vergingen einige Tage, daß sie sich nicht sahen; sie rühten zusammen aus oder sie lasen und musizierten. Olga gab Daisy Klavierstunden, wohingegen sie bei der im Englischen Bewanderten diese Sprache übte. Und immer war es, als träte ein Sonnenstrahl über die stille Schwelle, wenn das rosige Gesicht Daisys erschien. Sie brachte der Kranken Blumen, Früchte und Bücher, sie brachte Jugend und Heiterkeit mit sich, so daß Olgas ernste Züge weniger streng erschienen und sie das Lachen, das sie lange verlernt, wieder fand. Oft begleitete ihr Vater sie oder er holte seine Tochter ab. Dann blieb auch er ein Stündchen bei den Damen. Er gab sich frei und unbefangen, erzählte von Amerika und seinen Reisen, die Zeit flog und man trennte sich ungern. Was Soltjakow und Olga gleich bei ihrem ersten Sehen vorahmend gefühlt, verstärkte sich immer mehr und mehr. Eine mächtige Sympathie zog sie magisch zu einander; sie fühlten die Seelenverwandtschaft zweier Menschen, die gelitten hatten und lange einsam geblieben waren. In der verschlossenen Brust des reifen Mannes tobte ein harter Kampf. Durfte er noch einmal an ein Eheglück denken? Müßte er Olga gegenüber nicht den Schleier seiner Vergangenheit heben, würde sie sich dann nicht voll Abscheu von ihm wenden? Nein, nein, er konnte ihr nicht sagen, was vor zwölf Jahren geschehen. Er mußte schweigen und Herr seiner Leidenschaft für das edle Mädchen werden. Er wollte sie meiden, nicht mehr so häufig nach Latwilischki kommen. Aber er traf sie bei den Nachbarn, und der gefährliche Zauber nahm ihn wieder gefangen.

Es ging der Kranken besser. Eine alte Freundin war zum Besuche gekommen, Olga konnte ihre Mutter dazwischen verlassen. Sie erfüllte damit den Wunsch der Leidenden, die ihrem Kinde gern mehr Zerstreuung gönnte.

Roman schrieb einmal an die Seinen einen flüchtigen Brief, der ans Paris datiert war; von einer Heimkehr sprach er nicht. Desto öfter kamen Briefe an den Verwalter an, und Olga wußte, daß es immer Befehle waren, Geld zu beschaffen, das der Verschwender in kurzer Zeit vergeudetete. Das mutige Mädchen war fest entschlossen, mit der Mutter nach Moskau zu ziehen, sobald der Zusammenbruch in Latwilischki erfolgte. Sie besaß etwas eigenes Vermögen, und ihr herrliches Talent mußte ihr die Mittel verschaffen, um mit der teuren Kranken bescheiden zu leben.

Bisher hatte Olga Romanowna sich noch nicht dazu entschließen können, nach Blagotir zu kommen; nur das Grab ihres Verlobten hatte sie einmal besucht. Sie war überrascht, es mit frischen Blumen geschückt zu finden und vermutete, daß Daisy diese zarte Aufmerksamkeit gehabt hatte. Sie dankte der Tochter Ijas dafür.

„O, das hat Papascha angeordnet“, sagte Daisy. „Ich hörte, wie er dem Gärtner seine Blumen gab. Ist er nicht einzig lieb und gut, Olga? O, Du mußt ihn noch besser kennen lernen, dann wirst du ihn, wie ich, lieben.“

„Wie du?“ dachte Fräulein Swerjew, „nein, das kann ich nicht, ich liebe ihn anders, ganz anders.“

Die harmlosen Worte des jungen Mädchens hatten ihr Klarheit über ihr Herz gegeben. Aber auch sie sagte sich, daß sie diesem Gefühle nicht nachgeben

durfte. Sie konnte ihre Mutter nicht verlassen und Ilja war gegen sie selbst nur von väterlicher Gesinnung erfüllt. Wie hätte er sonst so gleichmäßig ruhig bleiben können?

„Nächsten Freitag ist mein Namenstag“, sagte Daisy. „Du weißt, daß ich hier nicht mit meinem eigentlichen Namen genannt werde; in Rußland wird man willkürlich umgetauft. Nun, und so nennt man mich Feodosia oder kurzweg Dosia. Als Kind ärgerte ich mich über Boris Wladimirowitsch, wenn er es tat; jetzt muß ich mich darin ergeben; nur du und Papascha nennen mich Daisy. Aber liebste, goldene Olluschka, du wirst doch zum zehnten September kommen! Das darfst du mir nicht abschlagen; das ganze Fest ist mir sonst verdorben.“

„Ich werde kommen, mein Seelchen“, entgegnete Olga lächelnd.

„O, das ist schön. Weißt du, wir werden tanzen; das habe ich mir ausgebeten. Mache dich recht schön! Doch, das brauchst du nicht“, fügte sie hinzu, „dars bist du immer.“

„Schmeichlerin“, versetzte Olga. „du willst mich eitel machen.“

„Boris Wladimirowitsch trifft am neunten September auf Urlaub in Datnofka ein“, plauderte Daisy weiter, „wer weiß, ob wir uns noch zanken werden? Als Junge war er oft unausstehlich und neckte mich, bis ich davonlief. Jetzt lasse ich mir aber nichts mehr gefallen, das soll er bald merken. Hast du ihn als Offizier gesehen?“

„Ja, vorigen Winter. Er ist ein bildhübscher Leutnant.“

„Na, ich werde ja selbst sehen“, entgegnete Daisy munter.

Als Olga Swerjew ihrer jungen Freundin zu ihrem Namenstage zu kommen versprach, wußte sie, daß es ihr schwer fallen würde, die Stätte ihres kurzen Glückes und ihres Schmerzes gänzlich verändert zu finden. Da, wo einst der Sarg ihres Verlobten gestanden hatte, sollte getanzt werden! Sie selbst durfte sich dabei nicht ausschließen. Sie wunderte sich, daß sie sich dennoch auf das Fest freute. Sie war neugierig, Ilja Georgewitsch als Hausherrn kennen zu lernen, und so erwachte sie den zehnten September mit heimlicher Ungeduld.

„Lebewohl, mein goldenes Mütterchen“, sagte Olga. „Tante Dascha wird dich statt meiner pflegen. es ist Zeit für mich, nach Bagotir zu fahren.“

Die Kranke blickte von ihrem Rollstuhle wohlgefällig auf ihr schönes Kind. Olga trug ein leichtes weißseidenes Kleid, das ihre königliche Gestalt tadellos umschloß. Die herrlich geformten Arme waren halb entblößt; ein einziger Ring funkelte an ihrer Hand, es war der Reifen, den Michael ihr als Bräutigam an den Finger gesteckt; ein kostbarer Brillant zierte ihn. Kein anderes Schmuckstück wurde von Olga Romanowna getragen. Sie liebte es nicht, sich in der überladenen Weise vieler russischen Damen damit zu behängen. Heute färbte ein zartes Rot die gewöhnlich blassen Wangen; dadurch wurde ihre Schönheit noch erlöhrt.

„Comme elle est belle“, sagte Tante Dascha bewundernd.

Olga hörte es und lachte.

„Tantchen, für Sie bin ich es“, sagte sie leicht hin, obgleich ihr das Lob nicht unlieb war. Ja, sie wollte schön sein! Sie sehnte sich danach, es in jenem traurigen Männeraugen zu lesen, deren Blick sie in Befangenheit versetzte; Soltjakow sollte sie heute zum erstenmal in Gesellschaft sehen und — bewundern, denn auch die edelste Frau ist nicht ohne weibliche Eitelkeit.

In ihren Mantel gehüllt fuhr Olga nach Blagotir. Ihr Herz pochte laut, als sie in die wohlbekannte

Kastanienallee einbog. Bald darauf hielt der Wagen vor der Freitreppe. Daisy eilte der Freundin jubelnd entgegen. Ilja Georgewitsch begrüßte seine Gastin in seiner lebenswürdigen Weise, indem er Olga den Arm bot und sie in das Haus führte. Dabei glaubte er ein leichtes Zittern der Hand zu bemerken, die sich auf ihn stützte.

„Fällt es Ihnen schwer, Blagotir unter anderen Verhältnissen wiederzusehen?“ fragte er leise, und unwillkürlich hatte seine Stimme etwas wie Liebkosung an sich.

„Nein, ich habe mich gefreut, Daisy gerade heute hier zu begrüßen“, antwortete Olga „ich habe sie wie eine Schwester liebgewonnen.“

„Das freut mich“, versetzte Ilja Georgewitsch warm, „und mir erlauben sie wohl, ihr väterlicher Freund zu sein; ich bin im Vergleiche zu ihnen ein alter Mann.“

Wie schwer fiel es ihm, die Schranke aufzurichten, aber es mußte ja sein, seine Selbstbeherrschung drohte ihm zu verlassen.

Olga konnte nicht sprechen, sie neigte nur das Haupt, und löste ihren Arm aus den des Hausherrn.

Um sechs Uhr waren alle Gäste versammelt; auch Nekrassows waren gekommen und zuletzt erschienen Arbutins. Die beiden Töchter des firstlichen Paares hatten sich wieder schnell mit Daisy eingelebt; sie umarmten sie herzlich und gratulierten ihr.

„Darf auch ich mich Ljuba und Vera anschließen?“ fragte eine fröhliche Stimme und Boris Wladimirowitsch stand plötzlich vor ihrem früheren Spielgefährten da. Er sah in der Tat bildhübsch aus; der rote, goldverschmürte Rock der kaiserlichen Leibhusaren stand ihm vorzüglich. Seine lustigen, blauen Augen blitzten und er drehte etwas verlegen an dem blonden Schurbärtchen, das seine frischen Lippen zierte.

„Boris — pardon, Fürst Arbutin“, stammelte Daisy verwirrt, „ich hätte sie kaum erkannt.“

Und sie hielt ihm lachend die Hand hin.

Er beugte den Kopf darüber und küßte sie.

„Das letztmal, als ich dich sah, kleine Daisy“, dachte er, „da raubte ich dir einen Kuß, denkst du noch daran?“

„Ja, er weiß, daß sie es tut, denn sie ist wie mit Blut übergossen und senkt die langen Wimpern.“

„Auch ich finde sie recht verändert“, sagte der Leutnant endlich.

„Zum Vorteile?“ fragte sie mit unschuldiger Koeckterrie und ein Lächeln teilte ihren Mund.

„Hm — darüber muß ich erst nachdenken“, entgegnet er in seiner alten, neckenden Art, „Sie müssen mir Gelegenheit geben, sie recht oft zu sehen. Dosia Iljanowna.“

„Nun nennen mich alle mit diesem Namen; ich habe mich ergeben, rien à faire“, schmolte sie.

Sie spricht russisch mit einem kleinen fremdländischen Akzent. In den vier Jahren jenseits des Ozeans hat sie ihre Muttersprache nicht gehört, da Soltjakow meist englisch mit seiner Tochter sprach.

Die Klänge der Regimentkapelle aus X. ertönen, die Diener in Galalivree öffnen die Türen zum Speisesaal und die Paare ordnen sich. Soltjakow führt die Fürstin Ljuba Arbutin, er muß es als galanter Wirt. Neben ihm sitzt Olga Romanowna mit dem Fürsten Wladimir Alexandrowitsch, dem Vater von Boris, der mit Daisy gegenüber seinen Platz findet. Die beiden jungen Menschen sind es wohl zufrieden. Die Unterhaltung stockt nicht zwischen ihnen; sie haben sich viel zu erzählen, viel zu fragen. Daisy sieht in dem lictrosa Kleid, in dem strahlenden Schmucke ihrer achzehn Jahre wie eine eben erblühte Knospe aus. Der Schmelz unberührter Unschuld und weiblicher Anmut paart sich mit der ihr eige-

nen Schelmerei. Mehr als einer der anwesenden jungen Leute schwärmte bereits für das holde Kind.

„An diesem Tage, wo sich zum erstenmal alle unsere lieben Nachbarn in Blagotir versammelt haben, begrüße ich Sie vom ganzen Herzen“, beginnt Ilja Georgewitsch am Schlusse des Mahles seine Rede, „ich danke ihnen geehrte Anwesende, daß sie erschienen sind. Obgleich mich Geschäfte zwangen, lange der Heimat fernzubleiben“, hier räusperte Soltjakow sich und fuhr dann fort, „so habe ich mir ein treues russisches Herz bewahrt. Ich kehre zu Ihnen zurück mit der warmen Vaterlandsliebe, die uns eigen ist, fortan will ich den mir gebührenden Platz wieder einnehmen, als Sohn unserer geliebten Heimat, in der ich festen Fuß zu fassen gedenke, ich trinke auf das Wohl unseres Herrscherhauses, der Zar, unser hoher Gebieter, lebe hoch!“

Ein donnerndes Hoch hallte wieder; man trank sich zu und die Regimentskapelle intonierte die russische Nationalhymne, der alle stehenden Fußes lauschten. Soltjakow stand hochaufgerichtet da. Seine Blicke suchten Nekrassows, die am unteren Ende der langen Tafel saßen, und mit einemmal erbleichte das stolze Gesicht des Maunes. Sein Blick senkte sich, er fiel auf die Narbe seiner Hand. Einem unbewachten Impulse folgend, verbarg er die also gezeichnete Hand schnell in die Weste seines Frackes.

Olga allein bemerkte es, sie sah auch den Wechsel der Farbe auf Iljas Gesicht.

„Fühlen Sie sich nicht wohl?“ fragte sie leise. „Sie sind ganz blaß geworden“.

„Beachten Sie es nicht“, sagte er gepreßt, „es geht schon vorüber.“

Fürst Arbutin erhob sich jetzt und ließ die neuen Nachbarn leben. Er tat es in herzlichen Worten und knüpfte daran die Bitte, Ilja Georgewitsch und seine Tochter so oft als möglich in Tatnofka zu sehen.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, begab die Gesellschaft sich in den festlich dekorierten Saal, wo die Klänge des reizenden Walzers „L'Amoreuse“ die junge Welt zum Tanze lockten.

„Darf ich um die Ehre bitten?“ Soltjakow steht vor Olga Romanowna und verneigt sich ehrerbietig. Wie vom Traume befangen walzt sie in seinem Arm über das spiegelblanke Parkett. In diesem Augenblicke hat sie die Vergangenheit vergessen, sie fühlt ein berauschendes Glück über sich dahinbrausen und sie schließt die Augen und gibt sich der Wonne des Tanzes hin.

„Sie müssen mit mir Nachsicht haben“, sagte Ilja „es ist viele, viele Jahre her, seit ich getanzt habe; in meiner Jugend liebte ich dieses Vergnügen leidenschaftlich.“

Sie haben es nicht verlernt“, entgegnete Olga, „mir ist, als ob ich Flügel habe; Sie tragen ihre Dame fast über das Parkett“.

Soltjakow gibt sie frei, nachdem sie drei Runden im Saale gemacht haben. Zögernd gleitet sein Arm von ihrer Taille.

„Ich danke Ihnen“, sagte er mit tiefer Verbeugung. Er steht mit Olga am Ende des Saales und hofft, ein Weilchen mit ihr zu plaudern, aber sie wird sogleich wieder engagiert. Wie graziös sie tanzt, wie weich und anmütig alle ihre Bewegungen sind; die Augen Ilhas folgten ihr.

„Ihnen scheint Fräulein Swerjew zu gefallen“, sagt Nekrassow, der neben ihm steht.

Ein ärgerlicher Blitz zuckte über Iljas Züge.

„Ja, als väterlicher Freund, weiter ist es nichts“, gibt er kalt zurück. „Sie wissen doch, daß ich kein wärmeres Interesse haben darf, Peter Gesimowitsch.“

Soltjakow wendet sich kurz ab, er geht in das Kartenzimmer, wo die älteren Herren am grünen

Tische sitzen; dort machte er mit Arbutin und zwei anderen Gästen einige Partien Whist.

(Fortsetzung folgt.)

## Des Balkankrieges zweiter Teil.

In der letzten Zeit ist wiederholt von den Grausamkeiten der Balkankämpfer die Rede gewesen. Die Presse der ganzen Welt hat sich über die Ausschreitungen und der verbündeten beklagt; nur die russische Presse, die ja die „kleinen Brüder“ im rosigsten Lichte erscheinen lassen will, und die italienischen Zeitungen, welchen Erinnerungen aus jüngster Vergangenheit Schweigen gebieten, haben nicht in dem großen Chor mitgesungen. Man hat sich schon darüber gewundert, warum denn die Großmächte, die wohl in der Lage wären, ein Wort zu sagen, den Balkankönigen nicht den Standpunkt klar gemacht haben, daß die Greuelthaten ihrer Truppen dem zwanzigsten Jahrhundert zur Schmach gereichen. Vielleicht enthält der folgende Auschnitt aus einem im „Janus“ erschienenen Artikel des Türkenkenner Dr. Franz Lipp die Antwort auf diese Frage. Der genannte Publizist schreibt:

„Auf Sizilien hatte ich einen Lavaausbruch des Aetna aus der Nähe betrachtet. Langsam wälzte sich eine 20 Meter hohe und achthundert Meter breite braunschwarze Masse, aus deren glutroten Rissen blaue Flämmchen züngelten, zähflüssig und ruckweise zu Tal. Schon auf die Entfernung von einhundert Metern loderten, vom Gluthauch jenes unheimlichen Riesenwurnes entzündet, plötzlich die üppigen Kastanienbäume und Oliven im Silberschleier ihres Laubwerkes lichterloh empor; Gartenmauern, hochragende Zypressen und weiße Landhäuser wurden innerhalb weniger Minuten unter Knistern und Krachen verschlungen; Weinberge und Getreidefelder und Obstgärten verschwanden im Nu und zurück blieben der Tod und die Oede, das Grauen und das Elend, der Bewolmer, die Hab und Gut verloren und, von den Geistern der Verzweiflung gepeitscht, durch eilige Flucht nur das nackte Leben retteten.“

Im Jahre darauf sah ich die Spuren vom Kriegszug Turgut Paschas in Hoehalbanien. Jener feige Mordbrenner tat gründlichere Arbeit als des Aetnas Lava. Seine Soldateska sprengte die Meierhöfe mit Dynamit, brannte die Getreidefelder und Obstbäume nieder, zerstörte mit deutlichem Hass die christlichen Kirchen, schlachtete Greise ab und erprobte den Widerstand zarter Kinderschädel an den rauchschwarzen Mauern der von Grund aus zerstörten Dörfer. Oberhalb Sehlaku im Gebirge hatte ein Kurdenregiment eine junge Frau an den Händen aufgehängt und ihr den Leib aufgeschlitzt, so daß vor den Augen der noch Lebenden die Hunde ihre herausgefallenen Eingeweide auffraßen.

Dr. Franz Lipp ist nicht der einzige Kenner der Türkei und der Türken. Maucher Herr, der in der Diplomatie eine große Rolle spielt, kennt die Asiaten ebenso gut und deshalb ist es nicht zu verwundern, daß in den obersten Regionen die Stimmung vorherrscht, daß die Greuel der Balkansoldaten wohl beklagenswert, aber doch erklärlich seien und daß die Großmächte deshalb unterlassen, bei den Balkankönigen in dem verlangten Sinne zu intervenieren. Der Türke ist leider derselbe geblieben, der er früher war; auch die von der Goltz-Schule hatten ihren Charakter nicht zu verändern vermocht, und wenn man davon auch noch nicht den Schluß ableiten kann, daß die Balkansoldaten ein Recht hätten, gleiches mit gleichem zu vergelten, so muß man ihre Wut auf die Türken einigermaßen verstehen.

Den Serben wird aber vorgeworfen, daß sie nicht nur die Türken, sondern auch die katholischen Albaner vernichten. Auf diese Anklage gibt derselbe deutsche Publizist folgende Antwort: „Das bemühen die Auf und Ab der Londoner Verhandlungen würzte die Wiener Presse durch Erzählungen über die namenlosen Greuel, welche die Serben an den gut katholischen Albanern verübten. Die serbischen Behörden fanden es nicht der Mühe wert, die absurden Anschuldigungen der Wiener „Reichspost“ wegen der angeblichen Massen-Ausrottungen der Albaner Lügen zu strafen, man ist in Belgrad seit der Prohaska-Kampagne an die maßlosesten Verleumdungen gewöhnt. Bezeichnend dagegen war, wie sich die türkische, also die feindliche Presse der Sache annahm. Der „Ikdam“ wies in einem längeren Leitartikel die Angriffe der „Reichspost“ als böswillige Erfindung zurück und stellte der serbischen Heeresleitung das lobende Zeugnis aus, daß sie in durchaus humaner Weise Krieg geführt habe. Es ist wohl ein seltener Fall, daß in einem Kriege der Feind den Feind gegen die Gehässigkeit eines Dritten, eines sogenannten „Neutralen“, in Schutz nimmt; wenn sogar der Feind sich über letztere empört, so ist das überaus kennzeichnend für das verbrecherische Maß der Kriegshetzerei im Organ der k. k. klerikalen Militärpartei.“

Bei der klerikalen „Reichspost“ sprechen außer den patriotischen Gründen auch religiöse Gründe mit und ihre Wut steigert sich manchmal bis zum Fanatismus. Jetzt hat dieses Blatt das Gerücht aufgebracht, daß die ortho. Montenegriener die Albaner zwingen wollen, den griechischen Glauben anzunehmen. Diese Behauptung klingt geradezu lächerlich, denn die Montenegriener haben in der gegenwärtigen, für sie keinesfalls günstige Lage jedenfalls andere und größere Sorgen als die religiöse Prolesytenmacherei, und man kann wohl sagen, daß die Glaubensverfolgung nur in der überhitzten Phantasie der „Reichspost“-Redakteure besteht. Zu verwundern ist aber, daß die aufgeklärten und friedfertigen Wiener ein solches Organ noch dulden können; dem man in kürzester Zeit, Schlag auf Schlag die grössten Fälschungen und Lügen nachgewiesen hat. Die „Reichspost“ ist für Oesterreich, wenn nicht ein Unglück, so doch eine permanente Gefahr.

Während die „Reichspost“ von Glaubensverfolgung und Priestermorden spricht, informiert das offiziöse „Fremdenblatt“, daß die österreichische Regierung wegen Beschädigung einiger österreichischer Häuser in Scutari in Cetinje Einspruch erheben werde. Das klingt etwas anders. Die Montenegriener haben in Scutari österreichische Häuser in Brand geschossen und Oesterreich hat die Pflicht, Entschädigung zu beanspruchen. Es handelt sich nach dem „Fremdenblatt“ aber nicht um eine bewußte und gewollte Uebertretung internationaler Gesetze oder um Gewalttaten, wie die „Reichspost“ es darstellt, sondern um ein ohne Willen angerichtetes Malheur. Die österreichischen Häuser standen in der belagerten Stadt Scutari und sie wurden bei der Beschießung beschädigt. Daraus ist keine Uebertretung der internationalen Gesetze zu konstruieren, obwohl für die Montenegriener die Pflicht besteht, den angerichteten Schaden zu ersetzen. Was die „Reichspost“ will, ist der Krieg; was aber das „Fremdenblatt“ will und mit ihm die österreichische Regierung, ist der Friede unter gleichzeitiger Wahrung der Interessen des Landes und der im Kriegsgebiete wohnenden Staatsangehörigen.

## Durstqualen im Hererokriege.

Ein lebendiges Bild von den furchtbaren körperlichen Qualen, denen die deutschen südwestafrikanischen Krieger im Hererokriege unter den Kugeln heimtückischer Feinde und in dem glühenden Sonnenbrand ausgesetzt waren, liefert das bei R. Eisenhardt in Berlin erschienene Buch „Meine Erlebnisse“ von Hellmuth Auer von Herrenkirchen. Der Verfasser läßt einen Unteroffizier Episoden erzählen, die sich während des Gefechts von Groß-Nabas abspielten:

„Gegen Mittag machte sich der Durst bemerkbar, da wir des Abends vorher kein Wasser bekommen konnten und das von Stamprietfontein mitgenommene schon am 1. Januar verbraucht war. Nun hatte die Abteilung zwar drei große Wasserwagen außer den Wassergefäßen auf dem Ochsenwagen mit. Es wurde aber, da sicher darauf gerechnet war, daß wir am 2. Januar nach Zwartfontein kämen, nicht gespart, sondern unnötigerweise mit Waschen usw. verbraucht. Die einzige Kompagnie, welche noch Wasser im Wasserwagen hatte, war die vierte. Das Wasser wurde dann von einem Unteroffizier verteilt. Ich schickte nachmittags zwei Leute zurück, die Wassersäcke und Feldflaschen voll Wasser holen sollten, und erhielten wir auch etwas durch Fürsprache des Leutnants von Neubronner. Das Feuer wurde ununterbrochen den ganzen Tag unterhalten. Vom Gegner war nur von Zeit zu Zeit der Kopf sichtbar, so daß man um zu treffen, stets den Moment abwarten mußte. Abends 1/27 Uhr ließ uns Major Meister holen, um die Lampe aufzubauen, mit dem Befehl, sofort wieder abzubauen, wenn wir Feuer erhielten, da dadurch die Verwundeten und Tiere in Gefahr wären. Wir suchten den höchstgelegenen Ochsenwagen und bauten auf ihm die Lampe auf, konnten aber keine Verbindung erhalten, so daß wir nach dreiviertelstündigem vergeblichen Leuchten wieder abbauen mußten. Der Gegner hatte einigemal anscheinend nach der Lampe geschossen, richtete aber keinen Schaden an. Das Feuer wurde die ganze Nacht fortgesetzt, nur traten größere oder kleinere Pausen der Ruhe ein. Am 3. morgens ging's mit frischer Kraft los, doch begann nun auch der Durst bei der Abteilung zu wüten. Es wurde befohlen, daß sämtliche durstillenden Nahrungsmittel, wie Backobst, Zucker, eingemachte Früchte usw. ausgegeben wurden, aber dies tat keinen großen Einhalt. Verwundete und viele Leute, die schlapp wurden, bekamen Rotwein, doch ging auch dieser bald zur Neige.

Der schwer verwundete Major von Nauendorf bot 10 000 Kronen für einen Schluck Wasser, konnte ihn aber nicht erhalten; kurze Zeit darauf verschied er. Die größte Aufregung unter den Verwundeten herrschte nachmittags gegen vier Uhr, als plötzlich jemand das Gerücht verbreitete, daß die Hottentotten zwei Geschütze genommen hätten. Die Infanterie hatte einen Sturmangriff gemacht, war aber abgeschlagen, und so war die Schützenlinie hinter die Geschütze gekommen. Die Geschütze waren nun allerdings nicht weggenommen, sondern sie standen ohne Bedeckung, dieselbe lag verwundet oder tot am Boden. Die Artillerie halte sich bis auf wenige Schuß, die für den äußersten Notfall gespart wurden, verschossen. Bei Eintreten der Dunkelheit sprangen dann schnell zwei Unteroffiziere und zwei Mann zu dem Geschütz, feuerten schnell einige Schüsse ab und zogen dasselbe zurück. Gegen Abend machten sich einige Eingeborene auf, um im Revier Wasser zu suchen, sie fanden auch welches, wollten dann aber wegen der Ge-

fahr nicht zum zweitenmal gehen. Nun wurden für jeden Wasserholer 200 Mark Belohnung ausgesetzt; das half, so daß am Abend alle Leute Wasser zum Trinken bekommen konnten. Das Feuer dauerte fort. In der Nacht bemerkte ein Mann das Abziehen eines Teils des Gegners in nordöstlicher Richtung und schätzte sie auf 250 Mann. Am 4. Januar morgens machten Hauptmann Richard und Oberleutnant Grüner den Vorschlag, den Gegner zu stürmen. Grüner war so schwach, daß er sich auf zwei Mann stützen mußte, nichtsdestoweniger eilte er sofort wieder zu seiner Kompagnie. Nach zwei Stunden kam Meldung, daß die Wasserstelle und feindliche Stellung in unseren Händen und der Gegner geflohen sei."

## Allerlei.

**Ein Sozialdemokrat für den Krieg.** Einen Sozialdemokraten für den Krieg eintreten zu sehen, ist ein seltener Anblick, zumal da nur sehr wenige „Genossen“ es wagen, gegen die Parteidoktrin frei ihre Ansicht zu äußern. Max Maurenbrecher tut es, indem er in der Zeitschrift „Ereies Wort“ die ideellen Werte des Krieges folgendermaßen hervorhebt: „Der Krieg ist schrecklich und grausam. Aber es soll trotzdem der Satz gelten, daß große Umwälzungen zwischen den Staaten, wirkliche Veränderungen der politischen Organisation ganzer Erdteile noch niemals möglich gewesen sind ohne den Krieg. Der Krieg ist nicht nur Schrecken und Tod, er ist oft genug auch die Ermöglichung einer höheren Organisationsform der Menschheit und ist damit gut und liegt in der Linie des menschlichen Fortschrittes. Und wenn dem so ist, so muß er gewollt werden! So muß man auch innerhalb der nachchristlichen Kulturperiode der Menschheit den Willen und die Entschlußfähigkeit in der Jugend erziehen, unter Umständen auch das eigene Leben wegwerfen zu können, um der weltgeschichtlichen Zukunft willen, die eben durch einen solchen Krieg möglich gemacht werden soll. Man darf aus der Volksbildung den Satz nicht streichen, daß die freiwillige Aufopferung des Lebens unter Umständen die höchste und im Augenblick die einzige Aufgabe des Individuums ist.“

**Wo wird am meisten Brot gegessen?** Die französische „Revue“ hat sich für diese Frage interessiert und Erhebungen darüber angestellt. Danach essen die Dänen das meiste Brot, nämlich 287 Kilo pro Kopf und Jahr. Danach kommen die Skandinavier im allgemeinen mit 274, die Franzosen mit 234, die Schweizer mit 232, die Deutschen mit 209, die Spanier und Oesterreicher mit je 195, die Russen mit 173, die Italiener mit 125 Kilo. Ganz am Ende kommen die Portugiesen mit einem Durchschnittsbrotverbrauch von nur 102 Kilo pro Jahr und Kopf.

**Eine neue Schwindel-Methode.** Ein deutscher Kontorist, der auf Geratewohl nach London gekommen war, hatte, wie es meistens zu gehen pflegt, nach einigen Wochen immer noch keine Stellung. Da sein Geld allmählich zur Neige ging, so gab er eine Anzeige in der Deutschen Zeitung auf. Er erhielt auch ein Angebot, das ihm sagte: „Der angebliche Prinzipal wollte aber vor dem endgiltigen Abschluß noch Einzelheiten über die Familie des Einzustellenden wissen. Der junge Mann trug keine Bedenken, die gewünschten Angaben über die Adresse der Eltern, Geschwister usw. zu machen. Daraufhin erhielt er jedoch zu seiner Verwunderung keine Antwort mehr. Dagegen lief nach etwa

zwei Wochen ein besorgter Brief von seinen Eltern ein. Diese fragten, ob er wieder gesund sei und was ihm eigentlich gefehlt habe. Nach weiterer Verständigung kam es dann heraus, daß die Eltern ein Telegramm mit folgendem Wortlaut erhalten hatten: „Schickt sofort 300 Mark, bin sehr schwer krank. Hospital X.“ Die Eltern hatten das Geld sofort abgeschickt. Es war dem Gauner X., der natürlich kein Hospital besaß, ausgehändigt worden. Alle Nachforschungen blieben erfolglos.

Ein übermäßiger Trinker ist ein Reiter, der von seinem Steckenpferd oft abgeworfen wird.

\* \* \*

Zum Hören gehört heute eine Kraft, die schon beinahe nicht mehr aufzubringen ist.

\* \* \*

Gesinnung wirkt im bürgerlichen Dasein so ungefähr wie Unzurechnungsfähigkeit.

\* \* \*

Manches weibliche Wesen, das den Schleier für die Zukunft wählt, hat Grund, ihn über die Vergangenheit zu ziehen.

\* \* \*

Bildung und Einbildung! — Wie wenige kennen trotz aller guten Erzielungen doch den Unterschied zwischen den beiden Begriffen!

\* \* \*

Es gibt Menschen, die alles wissen und nichts verstehen, alles kennen und nichts können.

\* \* \*

Es ist nicht Tugend, niemals zu irren; aber das ist Tugend, sobald als möglich vom Irrtum zu lassen.

\* \* \*

Mode ist die Kunst, sich vorschriftsmäßig zu verstellen.

\* \* \*

Geist und Geld sind unverträgliche Brüder, jeder will der Erstgeborene sein.

## Haus und Küche

**Rinderbraten, gefüllt, kalt.** Dieser Braten wird genau so zubereitet und gebraten wie das faschierte Filet. Man breitet die Fleischrolle, mit den Händen fest aufdrückend, auf den Bröseln auseinander, legt in die Mitte der Länge nach kleine, in gleiche Würfel geschnittene Specknudeln, sehr kleine, ganze, jedoch kleine Eier, die man etwas gesalzen hat, legt das Fleisch darüber, rollt es wiederholt fest zusammen, schiebt diese Fleischwurst vorsichtig in die Pfanne und verfährt weiter wie beim Braten angegeben. Zu dem Saft gibt man vor dem Fertigbraten ein Gläschen Rotwein und glasiert den Braten heiß und glänzend mit dem verdickten, kurzen Fleischsaft. Kalt, in dünne Scheiben geschnitten, kann man ihn als kalte Schüssel geben. Eine feine Salatschüssel mit Vogelsalat, Rosen und dergleichen verziert, ist dazu passend. Mit einer Feder streicht man den kalten Braten wiederholt, damit er glasiert erscheint, dazu löst man in warmem Fleischsaft ein Blättchen Gelatine auf.

**Kalbsbrust mit Reisfüllung für sechs Personen.** Ein Pfund Reis wird blanchiert, abgossen, mit etwas Wasser, Butter und Brühe nicht zu weich gedünstet, zuletzt mit 120 Gr. geriebenem Parmesankäse vermischt und in die gut gesalzene und hergerichtete Kalbsbrust gefüllt, die man zunächt in einer Kasserolle läßt man Scheiben von Zwiebeln, Tomaten und Sellerie mit etwas Pfeffer, Nelken und Gewürzkörnern in reichlich zerlassener Butter et-

was durchdünsten, legt die Kalbsbrust darauf, gießt eine Obertasse leichte Brühe oder Wasser dazu und läßt unter öfterem Begießen bei gleichmäßigem Feuer schmoren. Wenn die weichgedämpfte Kalbsbrust herausgenommen ist, wird die Sauce durch ein feines Sieb gerührt, entfettet, abgeschmeckt, falls nötig mit einer Mehleinbrenne seimig gekocht und beim Anrichten mit 8 Tropfen Maggis Würze im Geschmack gekräftigt.

**Fleischpudding von Bratenresten.** 460 bis 500 Gramm Bratenreste mit 125 Gramm Rindermark und drei hartgekochten Eiern zerhackt und breifein gestoßen. 120 Gramm Butter zu Sahne gerührt, 5 Eidotter hineingeschlagen, 3 Löffel geriebenes Weißbrot, Salz, 1 Messerspitze geriebene Muskatnuß, ebensoviel weißen Pfeffer und löffelweise die Fleischmasse, immer tüchtig nach einer Seite rührend, zugefügt, zuletzt den Schnee der 5 Eidotter untergehoben. Eine Puddingform ausgebuttert, mit dem Semmelmehl ausgestreut, mit grünen Petersilienblättern zierlich belegt, die Masse hineingefüllt und eine Stunde im Wasserbad im Ofen gebacken.

**Kaiserschmarren.** Nach einem erprobten Wiener Rezept wird ½ Kilo Mehl mit einem Liter Milch gut verrührt. Dann gibt man nach und nach sechs Eigelb dazu, etwas Zucker und eine Prise Salz sowie gestoßenen Zimt oder Muskatblüte, Zitronenschale und einige geriebene Mandeln. Ist die Masse tüchtig geschlagen, so wird recht steifer Schnee von 6 Eiweiß leicht darunter gemischt. Dann zerläßt man in einer flachen Kasserolle etwas Butter oder Schmalz, gibt die Teigmasse in das heiße Fett und stellt sofort das Gefäß in den Bratofen, wo der Schmarren kurze Zeit backen muß. Er wird recht heiß und mit Zucker bestreut zu Tisch gegeben.

## Praktische Winke

Gegen starkes Schwitzen sind tägliche Waschungen des ganzen Körpers mit kaltem Wasser, dem man zwei bis drei Eßlöffel Franzbranntwein und einen Eßlöffel Kochsalz beigegeben hat, von großem Vorteil. Nach der Waschung wird der Körper mit einem Badetuche frottiert, um die Hauttätigkeit anzuregen.

Wie man Schulbürsten und Schuhtücher reinigt. Die weichen Bürsten und Tücher, die man neuerdings zum Reinigen und Blankreiben der modernen Schuhe benutzt, die eine andere Pflege notwendig machen, als das alte Verfahren des „Wichsens“, werden mit der Zeit natürlich unsauber, vielfach auch, wenn zu lange im Gebrauch, hart und filzig. Man sollte also alle vier bis sechs Wochen die Tücher, alle acht Wochen die Bürsten einer Reinigung unterziehen. Man weicht die Tücher zunächst in kaltes, mit etwas Soda gemischtes Wasser ein, läßt sie einen Tag liegen, nimmt sie heraus und gibt sie in neues kaltes oder lauwarms Wasser, dem man ½ bis 1 Teelöffel Salmiakgeist zusetzen kann. Nach einigen Stunden oder auch nach wieder einem Tage wringt man sie tüchtig aus, gibt sie in laues, mit Soda und gelber Faßseife gemischtes Wasser und wäscht sie tüchtig aus. Man muß oft, wenn die Tücher sehr schmutzig sind, das Waschen mit Seife noch in erneutem Wasser wiederholen und die Tücher sehr oft, erst in lauwarmem, dann in kaltem Wasser spülen. Darauf werden sie recht breit ausgezogen, auf eine Leine gehängt, und

man läßt sie trocknen. Die Bürsten werden ebenso behandelt, nur muß man sich hüten, die Holzschale mit dem Wasser in Berührung zu bringen. Zum Trocknen stellt man die Bürsten zuerst mit dem Holzteile nach oben, damit das Wasser nicht in das Holz einzieht. Die Bürsten bedürfen aber längerer Zeit zum Trocknen, als die Tücher, die meist nach der Wäsche wenn nicht ihre vollständige Schönheit wiedererlangen, doch aber sauber und weich werden.

Möbel lassen sich leicht und sauber auf folgende Art abreiben: Man schütte in eine Schüssel einen Eßlöffel voll Leinöl, zwei Eßlöffel voll Spiritus und gieße darauf, damit sich beide Teile verbinden, heißes Wasser. Mit dieser Flüssigkeit reibe man die Möbel gründlich ab und poliere solche, wenn sie trocken sind, mit Leinwandtüchern nach. Zu empfehlen ist, da neue Möbel ausschlagen (schwitzen), die ausgeschwitzten Stellen vor dem Abreiben mit Leinöl einzureiben und eine Nacht damit stehen zu lassen. Das Öl macht die Stellen weich. Durch eine derartige Behandlung der Möbel erzielt man eine blitzblanke, von allem Schmutz befreite Politur, so daß man sich darin spiegeln kann.

Wenn bei Brandwunden die Haut weg ist, stellt man sich eine vorzügliche heilende Brandsalbe her, wenn man 8 g reines Wachs mit 65 g gutem Leinöl zusammenschmilzt und dann fast erkalten läßt, worauf man einen gut vom Eiweiß geschiedenen Eidotter darunterrührt. Die Salbe hält sich gut zugebunden und kühl gestellt einige Wochen. Man kann auch, falls die Salbe nicht mehr vorrätig ist oder die Zutaten augenblicklich nicht vorhanden sind, einen Eidotter mit etwas frischem Baumöl zusammen verrühren und auf die Wunde streichen. Wenn die Haut nicht verloren gegangen ist, muß man das verletzte Glied in Wasser bringen, das im Anfang nicht zu kalt sein darf. Erst nach und nach wird es durch Zugießen von frischem Wasser immer kälter gemacht. Umschläge von Spiritus, die man alle 10 Minuten erneuert, tun gleichfalls ausgezeichnete Dienste.

Bei Krämpfen muß man vor allen Dingen versuchen, den Kranken auf ein sehr weiches Lager zu bringen, auf dem er vor jeder Berührung mit harten oder spitzen Gegenständen, die ihn verletzen könnten, vollständig gesichert ist. Hierauf versucht man, seine Kleidung vorsichtig zu lockern, und muß besonders darauf achten, daß seine Zunge nicht zwischen die Zähne zu liegen kommt. Im übrigen lasse man den Kranken recht ruhig liegen und Sorge für äußerste Ruhe in seiner Umgebung, da Anfälle meist nur fünf bis zehn Minuten dauern und dann in tiefen Schlaf übergehen.

Wachstuchdecken, die etwa über Küchentische gespannt sind, müssen täglich abgeseift werden; nichts ist unappetitlicher, als eine solche Decke, die sich rauh anfühlt. Heiße Töpfe stelle man nie darauf, sondern halte Untersetzer aus schlechten Wärmeleitern (Holz, Pappe oder Linoleum) bereit. Es ist ferner unschön, zum Anfassen der heißen Geschirre alte zerfetzte Lappen, die auch wohl angebrannt oder verrußt sind, zu benutzen; mit leichter Mühe lassen sich aus irgend welchen Zeugresten Topfanfasser herstellen. — Man achte streng darauf, daß zum Abtrocknen der verschiedenen Geschirre und Gläser auch die dazu bestimmten Tücher genommen werden. — Niemals soll noch heißes Geschirr mit kaltem Wasser gefüllt werden. Leere, gebrauchte Töpfe füllt man mit lauwarmem Wasser, dem man nach Bedarf etwas Soda zusetzt.